

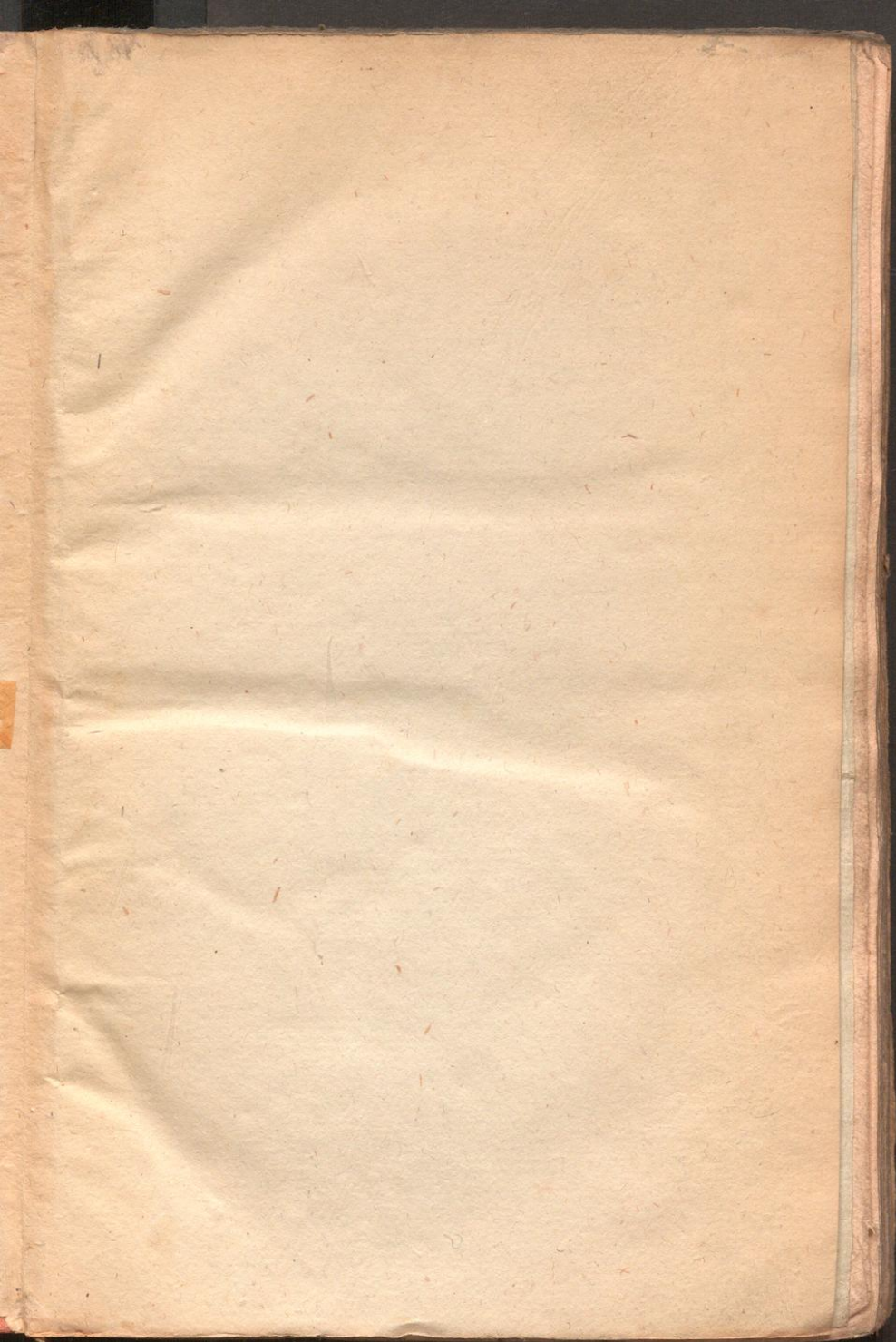
Wiener Stadt-Bibliothek.

T 7752/2 A



4177

on $\frac{3}{7}$





Der gefleckte Neger.

Seltenheiten
der
Natur, der Kunst und des
Menschenlebens.

Zur
Unterhaltung und Belehrung,
vom
Verfasser
der
Gallerie des Wundervollen.

Zweyter Theil.

Wien, 1808.

ist noch nicht ausgemacht. In dem südlichen Afrika, wo allenthalben Schlangen in großer Menge sind, ist, wie *Barrow* behauptet, die Thatsache, daß sie die Vögel und andere Thiere bezaubern können, so allgemein bekannt, daß kaum jemand daran zweifelt. Der Einfluß der Zauberkräft der Schlangen aber soll sich nicht bloß auf Thiere, sondern sogar auf Menschen erstrecken, wie mehrere glaubwürdige Zeugen versichern.

Als *Levaillant* im südlichen Afrika reiste, war er besonders auch auf die Thiere und ihre Eigenschaften aufmerksam. Einstmals bemerkte er, daß sich die Zweige des ihm zu nächst stehenden Baumes bewegten. Gleich darauf hörte er das durchdringende Geschrei eines Neuntöders (*Ianius Lin.*), der in Verzückungen zu seyn schien. *Levaillant* glaubte anfänglich, der Vogel befände sich etwann unter den Klauen eines Raubvogels, allein als er die Sache näher untersuchte, bemerkte er zu seinem nicht geringen Erschrecken auf einem Zweige, der dicht neben dem war, auf welchem der Vogel saß, eine sehr große Schlange, die, ohne sich im geringsten zu rühren, mit ausgestrecktem Halse und starrmenden Augen das arme Thier anstarrte. Der Vogel schlug convulsivisch mit den Flügeln. Das Schrecken aber hatte ihm schon alle Kräfte geraubt, so daß er sich durchaus nicht mit der Flucht retten konnte; es war als ob er mit den Beinen festgehalten würde. Einer von der Gesellschaft holte eine

Flinte, allein ehe er wieder kam, war der Vogel schon todt, und bloß die Schlange wurde herabgeschossen. Der Vogel und die Schlange waren drei und einen halben Fuß weit v. n. einander entfernt.

Diese Zauberkräft der Schlangen war Levailant schon bekannt: denn als er eines Tages in einer sumpfigen Gegend, in dem Bezirke der vier und zwanzig Flüsse, auf dem Cap der guten Hoffnung jagte, vernahm er auf einmal aus dem Schilfgebüsch ein sehr durchdringendes schmerzliches Geschrei. Er war neugierig zu erfahren, was das wäre, und gieng leise hinzu. Hier erblickte er eine kleine Maus, die sich wie der Neuntöbter in Convulsionen befand; zwei Schritte weit von ihr war eine Schlange, die das Thierchen anstarrte. Sobald die Schlange Levailant bemerkte, entfloß sie; ihre Gegenwart aber hatte schon gewirkt. Die Maus starb in Levailant's Händen, ohne daß er durch die aufmerksamste Untersuchung die Ursache ihres Todes entdecken konnte.

Der Doctor Michælis hat viele der glaubwürdigsten Männer gesprochen, die Augenzeugen von dieser Zauberkräft der Schlangen gewesen sind, welche durch ihr bloßes Ansehen Mäuse, Ratten, Eichhörnchen und kleine Vögel zu bezaubern wischen. Sein Freund Daniel Core hörte einst, als er spazieren gieng, ein klägliches Geschrei eines Vogels, der um den Gipfel eines Baumes in immer engern Kreisen angstvoll herum flatz

terte. Um die Mitte des Baumes lag zwischen den Ästen eine große schwarze Schlange, die den Kopf in die Höhe gerichtet hatte. Er schoß die Schlange, und den Augenblick entfloh der Vogel. Vielleicht war dieser der Schlange noch nicht so nahe gekommen, daß er geköhmt worden war.

Von einem andern Falle dieser Art war der Vater des eben erwähnten Cor e Augenzeuge. Auf einem langen Balken in einer Scheune lag eine große schwarze Schlange, die mit unwandelbarem Blicke nach einer Ratte hinsah, welche eine lange Zeit auf der andern Seite des Balkens ängstlich hin und her lief, dabei aber der Schlange allmählich immer näher kam, und zuletzt in den offenen Rachen ihres Feindes hinein lief.

Ein Herr Chèw (ein Freund des Dr. Mich a e l i s) sah ein Eichhörnchen auf einem Baume, etwa 30 Fuß hoch von der Erde, ängstlich und mit kläglichem Geschrei von einem Aste zum andern hüpfen, so, daß es immer weiter herab flog. Endlich kam es Herrn Chèw so nahe, daß er seine Flinte zurück ziehen mußte, um schießen zu können, und doch bemerkte ihn das Eichhörnchen nicht. Jetzt hielt er ihm die Flinte an den Kopf und schoß es, allein nunmehr sah er erst, daß sich eine große schwarze Schlange gerade unter dem Baume befand.

Aber nicht bloß Thiere soll die Zauberkraft der Schlangen anziehen, sondern auch Menschen. Als Le vaill ant in einer Gesellschaft, wo auch der Obrist G o r d o n war, den obigen Vors

fall mit der Maus erzählte, sagte ihm ein Capitain von des Obristen Regimente, daß dieses etwas sehr gewöhnliches sey; „ich selbst, fuhr er fort, wäre beinabe ein Opfer davon geworden. Als ich auf der Insel Ceylon stand, und mich, wie Sie, in einer sumpfigten Gegend mit der Jagd belustigte, wurde ich auf einmal von einem unwillkührlichen konvulsivischen Zittern befallen, dergleichen ich in meinem Leben niemals empfunden hatte, und zugleich fühlte ich, daß mich etwas sehr stark, und zwar wider meinen Willen, gegen eine gewisse Stelle des Sumpfes hinzog. Ich blickte nach dieser Seite hin, und mit Entsetzen wurde ich zehn Fuß von mir eine ungeheure Schlange gewahr, die mich anstarrte. Da mir mein Zittern jedoch noch nicht aller Kräfte beraubt hatte, so strengte ich mich an, und schoß meine Flinte auf die Schlange ab. Der Knall löste die Bezauberung wie ein Talisman. Augenblicklich und wie durch ein Wunder hörten meine Convulsionen auf; ich konnte entfliehen, und spürte weiter keine Folgen als einen kalten Schweiß, der ohne Zweifel von dem Schrecken über die nahe Gefahr herrührte.

Levaillant versicherte dem Gouverneur vom Senegal Blanchot, daß das, was der holländische Capitän von der Zauberkrast der Schlangen erzählt, allgemein von den Negern auf Goree und am Senegal geglaubt werde.

Während sich J. N. Forster (s. eine Anmerkung zu Levaillants Reisen 2. B. S. 86.) in England aufhielt, erzählte ihm jemand folgendes: er habe sich mit einem Freund in Amerika auf der Jagd befunden und beide hätten verabredet, daß sie, um sich nicht zu trennen, von Zeit zu Zeit einander rufen wollten. Da ihm aber sein Freund bald weder geantwortet noch geschossen hätte, so sey er unruhig nach der Gegend hingegangen, wo er denselben zuletzt gesehen und gehört hatte. Zu seiner Verwunderung habe sein Freund entsetzt und bewegungslos da gestanden und mit fürchterlicher Angst immer nach einem Flecke hingestarrt. Als er nun ebenfalls dahin geblickt, habe er zu seinem Entsetzen eine sehr große Klapperschlange gesehen, die ihre feurigen Augen auf seinen Freund gerichtet hatte. Aus den Erzählungen der Eingebornen habe er gewußt, daß die Ausflüsse dieser Schlangen Menschen und Thiere bezaubern könnten, daher habe er einigemal seinen Hut hin und herbewegt, um dem schädlichen Hauche eine andere Richtung zu geben. Nun habe sich sein Freund erholt und ihm nachher, als beide die Schlange todt geschossen hätten, erzählt, daß er in ihrer Nähe eine Art von Zwang, stille zu stehen, und eine gewisse Betäubung oder Sinnlosigkeit empfunden habe.

Der oben erwähnte Dr. Michaelis sagt, daß ihm der Dunst der Klapperschlange, über die er Untersuchungen anstellte, einmal ziemlich lange seines Verstandes beraubt hätte; er sey wie

betrunken gewesen, habe sich aufs Bette geworfen und sey erst nach einer halben Stunde wieder völlig zu sich gekommen.

2.

Die blutigen Mahlzeiten in Habesch
oder in Abyssinien.

Aus den mehr oder weniger fein zubereiteten Speisen, die gewöhnlich eine Ration gewießt, läßt sich auf den Grad ihrer Bildung und auf ihren Charakter schließen. Nationen, die rohes Fleisch essen, sind sicher noch sehr ungebildet, denn der verfeinerte Geschmack verabscheuet alles, was dem Auge in dem Grade, als blutiges Fleisch, mißfällt; hingegen kann man bei Völkern, die ihren Speisen, besonders von Fleisch, eine verfeinerte Zubereitung geben, mit Grund einen ziemlichen Grad von Ausbildung annehmen. Der rohe Wilde ist häufig das Fleisch ungekocht und roh; der Europäer, der wenig Geisteskultur besitzt, verschmäht nicht den blutigen Genuß des Fleisches, und da die Sitte, blutiges Fleisch zu essen, unter den Abyssinieren noch jetzt ziemlich gewöhnlich ist, so kann man mit Recht behaupten, daß sie weder auf einem hohen Grade

der intellektuellen noch der moralischen Kultur stehen.

Wie Bruce in seinen Nachrichten von Habesch erzählt, versammeln sich in diesem Lande oft Gesellschaften beiderlei Geschlechtes vom ersten Range, sowohl in der Stadt als auf dem Lande, um zusammen zu speisen. Mitten in einem großen Zimmer steht ein langer, an beiden Seiten mit Bänken besetzter Tisch, deren Gebrauch in Habesch durch die Portugiesen eingeführt worden ist; auf dem Lande hingegen werden statt der Tische noch Dachsenhäute auf der Erde ausgebreitet. Vor die Thüre des Zimmers führt man eine Kuh oder einen Stier, ja auch bisweilen mehrere, wenn die Gesellschaft stark ist. Diesem Thiere bindet man die Füße, und macht in die Haut unten am Halse einen Einschnitt bis aufs Fett, wo fünf bis sechs Tropfen Blut auf den Boden fallen. Dieses geschieht um das mosaische Gesetz zu befolgen. Eine oder mehrere Personen fallen alsdann über das Thier her, ziehen ihm die Haut vom Rückgrade bis an die Mitte der Rippen ab, und ist ihnen etwa die Haut im Wege, so schneiden sie dieselbe ohne weitere Umstände weg. Aus den Hintertheilen werden alsdann große viereckigte Stücke Fleisch heraus geschnitten. Das schreckliche Gebrüll des unglücklichen Thieres ist das Zeichen für die grausamen Gäste, sich zur Tafel zu setzen; statt der Teller werden jedem Gaste runde Kuchen vorgelegt, die etwas dicker als Pfannkuchen und zweimal so groß sind. Diese Kuchen

sind Brod ohne Sauerteig gebacken, haben keinen unangenehmen Geschmack und sind leicht zu verdauen. Drei bis vier solcher Kuchen dienen gewöhnlich dem Gaste zur Nahrung; unter diesen liegen vier bis fünf Stück andere Kuchen von einer schwärzern Art. An diesen wischen sich die Gäste die Finger ab, und hierauf werden sie von den Bedienten verzehrt. Nunmehr treten zwei bis drei Bediente mit viereckigten Stücken Rindfleisch herein, welche sie in den bloßen Händen tragen. Dieses Fleisch legen sie auf ungesäuerte gute Kuchen, die, wie Gerichte von Speisen auf den Tisch, der kein Tischtuch hat, gelegt sind. Schon halten die Gäste ihre Messer bereit; jede Mannsperson sitzt allemal zwischen zwei Frauenzimmern und schneidet mit seinem langen krummen Messer kleine Stücke Fleisch herunter, an welchem man noch die Bewegung der Fiebern und das Leben wahrnimmt. In Ha'esch speiset sich kein Mann selbst und rührt keine Kost an. Die Frauenzimmer nehmen daher die Fleischstücke und schneiden sie erstlich in Streifen von der Dicke eines kleinen Fingers, und alsdann in die Queere in viereckige Stücke, wie kleine Würfel. Diese legen sie auf den guten Kuchen, der stark mit Pfeffer und mit Salz bestreuet ist, und wickeln es wie eine Rolle zusammen. Der Mann steckt hierauf sein Messer ein, legt beide Hände auf die Knie seiner Nachbarin, neigt sich mit vorgebeugtem Leibe, gesenktem Kopfe und aufgesperrtem Munde zu der Nachbarin, die die Rolle am

ersten fertig hat: diese stopft ihm darauf das ganze Stück in den Mund, der davon so voll wird, daß der Mann in Gefahr ist, zu ersticken; allein je vornehmer der Mann ist, desto größer muß das Stück seyn, das er in den Mund nimmt, und man hält ihn für einen feinen gebildeten Mann, sobald er beim Kauen recht viel Geräusch macht. Denn man hat ein Sprüchwort, daß nur Bettler und Diebe kleine Stücke äßen und dabei nicht schmauzten. Sobald nun ein Bissen hinunter ist, welches sehr geschwind geht, reicht ihm die andere Nachbarin eine zweite Rolle, und dies dauert so lange fort, bis er satt ist. Zur Dankbarkeit gegen die beiden Frauenzimmer nimmt er nunmehr zwei kleinere Rollen von derselben Art und Form, worauf beide zu gleicher Zeit ihren Mund öffnen, und aus seinen Händen ihre Speise empfangen. Hierauf trinkt er aus einem großen Horne, und wenn die Frauenzimmer satt sind, alsdann trinkt die ganze Gesellschaft, unter welcher Fröhlichkeit und Scherz an der Tagesordnung sind. Während dieser Zeit blutet das unglückliche Schachtopfer vor der Thüre; es verliert aber dabey wenig Blut, weil man beim Heraus schneiden des Fleisches so viel als möglich die großen Blutadern zu vermeiden sucht. Endlich geht es über alle Theile des armen Thieres her, welches sich nunmehr zu Tode blutet, und wenn diese Cannibalen das Fleisch von den Knochen nicht mehr mit dem Messer abschneiden können, so nagen sie es, wie die Hunde, mit

den Zähnen ab. Die ganze Zeit sind die Gäste sehr munter und begeben allerlei Ausschweifungen; sie opfern sowohl dem Bacchus als der Venus ungeschueet, und die beiden zunächstsitzenden Mannspersonen halten bloß ihr Obergewand wie einen Schirm vor das Paar, das der Liebe pflegt.

Bruce erzählt sogar, daß eine Reisegesellschaft einer Kuh unter Weges ein Stück Fleisch aus den Lenden geschnitten, die Haut darauf wieder fest genähet, und die Kuh weiter fortgezogen habe, um ein andermal wieder davon zu essen.

3.

Kampf zwischen einer Löwin und einem wilden Schweine.

Sonst rühmte man allgemein die Großmuth des Löwen, allein in neuern Zeiten haben mehrere Reisende Einwendungen dagegen gemacht. Barrow nennt ihn ein hinterlistiges Thier, weil er selten einen offenen Angriff thue, sondern sich, wie alle Thiere von dem Raizengeschlecht, im Hinterhalt lege und lauere, bis er bequem auf seine Beute los springen und sie erhaschen könne. So gegründet auch Barrows Bemerkung in vieler Hinsicht seyn mag, so ist doch folgende Erzählung,

welche aus Lamirals Tagebuche seiner Reise in Afrika genommen ist, eine Bestätigung der Meinung, daß der Löwe allemal allein kämpfe, und daß sich niemals weder zwei noch mehrere Löwen gegen ein anderes Thier vereinigen.

„In der Gegend von Podhor am Senegal sahe ich,“ sagt Lamiral „ein merkwürdiges Schauspiel. Am Rande eines Waldes in der Nähe des Ufers befand sich ein sehr großes wildes Schwein, das von einem Löwen und einer Löwin bemerkt wurde, welche in einiger Entfernung davon waren. Mit außerordentlicher Schnelligkeit sprang die Löwin herbei, warf sich wüthend über das wilde Schwein her, fastete es an der Gurgel, schüttelte es ganz gewaltig und schlug es mit ihrem Schwanze tüchtig in die Dünne der Seite.“

„Während dieses Kampfes, der fünf Minuten dauerte, näherte sich langsam der Löwe, setzte sich auf den Hintern, und war ein ruhiger und gleichgültiger Zuschauer der Anstrengungen, die das wilde Schwein zur Vertheidigung seines Lebens machte, und der Mühe, die sich die Löwin gab, ihm dasselbe zu rauben.“

„Endlich unterlag das wilde Schwein (*sus aethiopicus*), stieß dabei ein schreckliches Geschrei aus und heulte fürchterlich. Als das Thier todt war, erst dann gieng gieng der Löwe langsam zu seiner Gefährtin hin, um mit ihr die Beute zu theilen und zu verzehren.“

Die drei Blinden,

Dr. Saunderson, Dr. Moyses und John
Metcalf.

Wer eines Sinnes beraubt ist, der büßt auch alle die Vorstellungen ein, wozu er den Inhalt durch diesen Sinn erhält. Wer nicht hört, hat keine Vorstellungen, zum wenigsten keine richtigen von Tönen; wer nicht sieht, kann sich keinen richtigen Begriff von Farben machen, und so zieht der Mangel des einen Sinnes einen Verlust nach sich, den nichts ganz vollkommen ersetzt: denn ob schon nicht zu läugnen ist, daß ein Sinn die Stelle des andern einigermaßen vertreten kann, und daß z. B. der Blinde die Farben durchs Gefühl anstatt durchs Gesicht erkennt, so weicht diese Vorstellung doch sehr von der Wahrheit ab. Noch unglücklicher sind Blind- oder Taubgeborne, zumal die Letztern daran, indem diese auch zugleich stumm bleiben, weil das, was sie sich von der Außenwelt vorstellen, eben so sehr von dem, was wirklich ist, verschieden ist, als das Gefühl von dem Gehör und dem Gesichte sich unterscheidet. Bei den Blindgebornen ragen zwar einige von ihren Geisteskräften ganz besonders hervor, wie es z. B. mit dem Gedächtniß und der

Einbildungskraft der Fall ist, allein dies ist doch ein schwacher Ersatz für das Gesicht, das den Menschen erst zum Menschen erhebt. Der blinde Flötenspieler Dülon braucht die schwerste Symphonie nur ein einzigesmal zu hören, und so gleich ist er im Stande, sie mit der größten Einsicht und Fertigkeit wieder vorzutragen. Wird ein Blinder operirt, so zeigt es sich, daß er gar keine Vorstellungen von den Farben und der Entfernung hat, denn die Art, wie der Blinde diese Eigenschaften erkennt, weicht von der unsrigen gänzlich ab; er glaubt, alle Gegenstände, die er sieht, lägen ihm auf den Augen, er wagt sich nicht zu bewegen, weil er die Entfernung noch nicht wieder kennt, er kennt selbst die bekanntesten Gegenstände nichtmehr, weil sie ihm jetzt unter einer andern Gestalt, und mit Licht und Schatten erscheinen; er muß sich daher alle Gegenstände des Sehens von neuem bekannt machen, denn die Welt ist ihm in dieser Hinsicht gänzlich fremd; er greift wie das Kind nach dem Monde, um diesen herabzulangen; er verbrennt sich dieses im nahestehenden Lichte die Finger, kurz, die Gesichtsvorstellungen, die er nunmehr erhält, sind ihm ganz neue Gegenstände und stimmen nicht im geringsten mit den Begriffen überein, die er sich als Blinder von ihnen gemacht hatte. Wir wollen hier eine Nachricht von drei bekannten Blinden mittheilen, die sich eben so sehr durch ihre Kenntnisse als durch ihre Geschäfte auszeichneten.

Der erste ist der Dr. Saunderson, der andere der Dr. Moyses und der dritte Johann Metcalf. Der Dr. Saunderson wurde des Gesichts durch die Blattern in so früher Kindheit beraubt, daß er sich nicht erinnern konnte, jemahls gesehen zu haben, und vom Licht eben so wenig Begriff hatte, als wenn er blind geboren worden wäre. Dem ohngeachtet aber erwarb er sich so große und ausgebreitete mathematische Kenntnisse, daß ihm, bloß seiner ausgezeichneten Verdienste wegen, eine öffentliche Lehrstelle auf der Universität Cambridge anvertraut wurde. Die Deutlichkeit und Leichtigkeit seines Vortrags war nicht geringer als seine Kenntnisse: eine Gabe, die man selbst bey Sehenden nicht immer findet. Seine Vorlesungen über verschiedene Theile der Mathematik, Naturlehre, Astronomie und Optik waren sehr bündig und faßlich, und er hatte alle Mittel in seiner Gewalt, deren es nur bedurfte, um seinen jungen Zuhörern Geschmack an den abstrakten Gegeständen seines Vortrags beizubringen.

Saunderson besaß, so wie die meisten Blinden, ein sehr feines Gefühl, durch dessen Hülfe er viele der wichtigsten und nothwendigsten Begriffe erhalten hatte. Er konnte mit außerordentlicher Genauigkeit die besondern Eigenschaften der Körper, welche von der Rauigkeit oder Weichheit ihrer Oberfläche abhängen, unterscheiden. Man erzählt hiervon unter andern folgendes merkwürdiges Beispiel: es wurden ihm einmal ver-

schiedene alte römische Münzen vorgelegt, von welchen einige ächt, andere aber nachgemacht waren. Saunderson befühlte sie bloß mit den Fingern, und konnte dadurch die antiken von den unächtten unterscheiden, obgleich die letztern so vollkommen ähnlich nachgebildet waren, daß ein Kenner, der sie bloß mit den Augen betrachtete, dadurch getäuscht wurde. Saunderson sagte, er hätte durchs Gefühl eine besondere Rauhigkeit an den nachgemachten entdeckt, und daran ihre Beschaffenheit erkannt.

Bermitteltst eben dieses feinen Gefühls, konnte er Annäherung und Entfernung der Gegenstände, so wie die verschiedenen Veränderungen der Atmosphäre aufs genaueste unterscheiden. Fast eben so fein war auch sein Gehör. Er konnte sehr leicht den fünften Theil einer Musikknote angeben, und die Personen, mit welchen er umgieng, und den Ort, wo sie sich befanden, aus dem verschiedenen Ton der Stimme erkennen und unterscheiden. Aus dem Schall des Pflasters und dem Wiederhall von den Wänden, erkannte er die Plätze und Häuser, in welchen er sich befand, so daß er sogleich wußte, wo er war, wenn man ihn wieder an den nämlichen Ort hinführte.

Es hat in alten und neuen Zeiten sehr viele Beispiele von blinden Personen gegeben, die sich in verschiedenen Fächern, besonders in mathematischen Wissenschaften, sehr rühmlich ausgezeichnet haben. Noch gewöhnlicher aber ist es, unter solchen Unglücklichen große Tonkünstler zu finden.

Einen außerordentlich starken Eindruck scheint auch die Poesie auf blinde Leute zu machen. Einen Beweis hiervon hat man an dem Dr. Blacklock von Edinburgh gesehen. Dieser liebenswürdige Mann war entweder blind geboren, oder kurz nach seiner Geburt blind geworden, und dennoch findet man in seinen Gedichten keinen Fehler, der sich dem Mangel des Gesichts zuschreiben ließe; vielmehr enthalten sie Beschreibungen sichtbarer Gegenstände und Scenen, die so schön, so treffend und ausdrucksvoll sind, als man sie nur immer von einem Sehenden, welchen der Anblick der schönen Natur bezauberte, hätte erwarten können. Dieses beweist, daß sein dichterisches Feuer und die Stärke der Einbildungskraft, welche seine Poesien belebt, einzig und allein durch Töne und durch Worte überkommen haben konnte.

Musik scheint fast durchgängig die Lieblingsbeschäftigung der Blinden zu seyn: dies rührt unstreitig davon her, daß sie sich oft selbst die Zeit vertreiben müssen, und daß sie eine sehr lebhaft e Einbildungskraft besitzen, die einigermaßen die Stelle des Gehörorgans vertritt.

Auch ist in der That nichts geschickter, sanfter Empfindungen zu erregen, und melancholische Gedanken zu verdrängen, die unstreitig bei solchen Unglücklichen sehr oft rege werden müssen. Übers dies verfeinert und vervollkommnet die Musik das Gehör und wird also auch in dieser Rücksicht blinden Personen nützlich. Saunderson war in seinen jüngern Jahren ein sehr geschickter Flö-

tenspieler, und dieser seiner frühzeitigen Liebe zur Musik hat man nicht ohne Grund die Feinheit seines Gehörs zugeschrieben. Stanley und Parry hatten beide ihr Gesicht in der zartesten Kindheit verloren, und beide sind als große Tonkünstler und Komponisten, obwohl in verschiedenen Gattungen, berühmt. Stanley's Musikstyl war ganz originell und ihm eigen; im Vortrag auf der Orgel that er es den größten Virtuosen auf diesem Instrumente an Fertigkeit und ausdrucksvollem Spiel gleich, wo nicht zuvor. Parry kann der brittische Barde neuerer Zeit genannt werden. Bei seinem Spiel auf der Harfe, glaubte man in die Hallen eines alten Caledonischen Heerführers versetzt zu seyn, und niemand verstand mehr als er die Kunst, feinen Geschmack und Zierlichkeit mit den rauhen, aber starken und ausdrucksvollen Modulationen des Alterthums zu vereinigen.

Vorzüglich merkwürdig sind auch zwei andere noch vor kurzem in England lebende Blinde, die sich durch ganz besondere Talente und Geschicklichkeiten auszeichneten. Der eine ist Dr. M o y e s, der als Lehrer der Chemie rühmlich bekannt ist, und der andere ist ein gewisser J o h a n n M e t s c a l f. Der Dr. M o y e s verlor, so wie S a u n d e r s o n, das Gesicht in seiner ersten Kindheit durch die Blattern. Er konnte sich nicht erinnern, je gesehen zu haben; sein Gedächtniß hatte ihm eine dunkle Vorstellung von der Sonne aufbehalten. Er hatte das Glück an einem Orte, wo die

Wissenschaften blühen, geboren, und in einer gelehrten Familie erzogen zu werden. Durch große natürliche Fähigkeiten und unermüdeten Fleiß machte er frühzeitig sehr große Fortschritte in verschiedenen Wissenschaften, und erwarb sich nicht nur gründliche Kenntnisse in der Mechanik, Musik und in Sprachen, sondern auch in der Geometrie, Optik, Algebra, Astronomie und Chemie. Mechanische Arbeiten waren in seinen Kinderjahren sein liebster Zeitvertreib. Das Drechseln und Schnitzen lernte er so leicht, und brachte es darin zu einer solchen Fertigkeit, daß er sich kleine Windmühlen und sogar einen Weberstuhl baute. Seine Hände tragen noch Narben von den Wunden, die er bei diesen Jugendspielen erhalten hatte.

Der freundschaftliche Umgang, welchen Herr Bew (der diese Nachrichten mittheilt) mit diesem Blinden während seines Aufenthaltes zu Manchester unterhielt, verschaffte diesem oft Gelegenheit, sein Verfahren in Erwerbung und Anordnung seiner Ideen zu beobachten. Wurde er in eine Gesellschaft eingeführt, so beobachtete er einige Zeitlang ein ganzliches Stillschweigen; durch die Beschaffenheit des Schalles belehrte er sich von der Größe des Zimmers, und aus der Verschiedenheit der Stimmen schloß er auf die Anzahl der gegenwärtigen Personen. Sein Urtheil war in diesem Stück vollkommen richtig, und sein Gedächtniß so treu, daß er sich sehr selten irrte. Er erkannte jemand sogleich beim

ersten Worte an der Sprache, ob er ihn gleich seit länger als zwei Jahren nicht gesprochen hatte. Aus der Richtung der Stimme konnte er die Statur der Redenden beurtheilen, und aus der Art ihres Gesprächs mit ziemlicher Genauigkeit auf ihr Temperament und Gemüthsart schließen.

Seine Augen waren gegen ein starkes Licht nicht ganz unempfindlich; die Sonnenstrahlen machten, wenn sie durch ein Prisma gebrochen waren, einen deutlichen Eindruck auf ihn. Rotes Licht verursachte ihm eine unangenehme Empfindung, die er mit derjenigen verglich, welche man beim Anfühlen einer Säge hat. Allein so wie die Farben des Lichts an Stärke abnahmen, so wurden auch die Empfindungen minder unangenehm; das Grüne machte einen angenehmen Eindruck auf ihn, welchen er mit der sanften Berührung einer glatten ebenen Fläche verglich. Glatte Flächen, schlängelnde Flüsse, sanfte Anhöhen waren die Bilder, in welche er seine Begriffe vom Schönen einkleidete, so wie er hingegen alles, was ihm fürchterlich oder widrig war, mit rauhen Felsen, unregelmäßigen Spitzen und stürmischen Elementen verglich. Er war ein sehr anaenehmer und unterhaltender Gesellschafter, wußte seine Begriffe von Gegenständen des Gesichts durch glückliche Anspielungen auszudrücken, und konnte über die Natur, Mischung und Schönheit der Farben mit vieler Bestimmtheit und Genauigkeit urtheilen.

Der Dr. M o n e s liefert auch ein sehr merkwürdiges Beispiel von dem Vermögen der Seele, sich selbst in den drückendsten Situationen Beruhigung zu verschaffen. Ob ihn gleich sein Schicksal zu immerwährender Finsterniß verdammt, und des reizenden Anblicks der Schöpfung beraubt hatte, ob er gleich seinen nothdürftigen Unterhalt, durch eine Unternehmung, deren Erfolg sehr ungewiß war, zu gewinnen suchen mußte: kurz, ob er gleich außer seinem Genie gar keine Unterstützung hatte, und in vielen Stücken von einer Person, deren moralischer Charakter sehr zweideutig war, abhing, so war er doch immer so vergnügt, als es nur ein Glücklicher hätte seyn können. Es ist in der That sehr angenehm und beruhigend, zu sehen, daß die meisten Blinden eine heitre und zufriedne Gemüthsart haben. Ob sie gleich, so zu sagen, von dem übrigen menschlichen Geschlecht ganz getrennt, und des Anblicks alles Edeln und Großen im Menschenantlitz beraubt sind, so haben sie dagegen auch nichts von den unangenehmen Empfindungen zu besorgen, welche der Ausdruck heftiger zügelloser Leidenschaften im Gesicht eines andern zu erregen pflegt. An ihnen offenbaret sich recht eigentlich die eigenthümliche hohe Würde der menschlichen Seele, welche mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit auch die größten Unglücksfälle ertragen kann. Diese Gelassenheit merkt man nicht etwa bloß bei Blindgeborenen, sondern auch bei solchen, die ihr Gesicht erst in spätern Jahren verloren haben,

und also die Größe ihres Verlustes lebhaft fühlen müssen. Die schmerzliche Erinnerung an ehemaligen Genuß von Freuden, welche ihnen das Gesicht gewährte, nimmt insgemein bald ab, und macht sanftern Empfindungen Platz; sie beschäftigen sich gern mit ihren eigenen Betrachtungen, und überlassen sich zutrauensvoll dem Willen des Himmels und dem Wohlwollen und Mitleid ihrer glücklicheren Nebenmenschen.

Sowohl Dr. *Moyes*, als die übrigen bisher angeführten Blinden, hatten eine gute Erziehung genossen, und frühzeitig Gelegenheit gefunden, ihre Fähigkeiten auszubilden und zu üben. Aber selbst da, wo es an allen Vortheilen einer guten Erziehung mangelt, und der Blinde fast ganz allein sich selbst überlassen ist, kann der Mangel des Gesichtsinnes sogar bloß durch angeborne große Anlagen vergütet werden. Dieses zeigt sich in dem zweiten Beispiel, das oben erwähnt wurde.

Johann Metcalf, der in der Nachbarschaft von *Manchester* sehr bekannt ist, verlor eben so, wie Dr. *Moyes*, das Gesicht in seiner ersten Kindheit, so daß er vom Lichte und dessen Wirkungen gar keinen Begriff hatte. In seinen jüngern Jahren trieb er das Gewerbe eines Fuhrmanns, auch ließ er sich bei Nacht als Wegweiser auf ungehabnten Wegen, oder bei tiefem Schnee gebrauchen. So seltsam dieses auch Scheiden scheint mag, so ist doch das Geschäft, welches er nach der Zeit übernahm, noch außer-

ordentlicher, und in der That sollte man glauben, daß ein Blinder zu allem andern eher als dazu sich schicken könnte. Er wurde nämlich Aufseher über den Straßenbau in einer unwegsamen gebirgigen Gegend. Herr Bew hat oft gesehen, wie er, bloß mit Hülfe eines langen Stabes, die Straßen durchwanderte, jähe Berge hinabstieg, Thäler durchstrich, und ihre Größe, Lage und Gestalt untersuchte, um darnach seine Maasregeln zu nehmen. Die Plane, die er aufnahm, und die Berechnungen, die er machte, waren auf eine ganz besondre und ihm eigenthümliche Art entworfen, und außer ihm sonst nicht leicht jemanden verständlich. In seinem Fache besaß er eine so große Geschicklichkeit, daß er immer Arbeit genug fand. Die meisten Straßen über den Peak in Derbyshire sind nach seinem Plane abgeändert und verbessert worden, besonders in der Nachbarschaft von Burton, und vor nicht allzu langer Zeit hat er noch die Ausführung einer Straße zwischen Wilmslow und Congleton übernommen, welche auf die große Londner Heerstraße führen, und die Fahrt übers Gebirge unnöthig machen soll. Einstmals traf ihn Bew auf der Straße, wo er wie gewöhnlich ganz allein herumging. Bew fragte ihn unter andern über sein Projekt, und war nicht wenig erstaunt, als er ihn mit der größten Genauigkeit über die verschiedenen Erhöhungen und Vertiefungen der ganzen Landschaft, durch welche die Straße geführt werden sollte, urtheilen hörte. Da Bew einer sumpfigen Gegend

auf diesem Wege erwähnte, so sagte er: dieses wäre die einzige Stelle, wobei er noch Bedenklichkeiten hätte, und er befürchtete, die Arbeiter wären, seiner Vorschrift zuwider, allzu sparsam mit den Baumaterialien umgegangen.

Diese Beispiele beweisen aufs überzeugendste, wie viel anhaltende und zweckmäßige Übung der übrigen Sinne dazu beitragen kann, den Mangel des Gesichtsinnes in sehr vielen Fällen zu ersetzen. Der Wirkungskreis des Geruchs und Geschmacks ist zu eingeschränkt, als daß man von ihnen beträchtliche Vortheile und Schadloshaltung für Blinde erwarten könnte; das Gefühl und Gehör hingegen kann zur Erweiterung und Berichtigung ihrer Begriffe außerordentlich viel beitragen. Durch diese Sinne lernt der Blinde Personen und Gegenden kennen, wird vor Gefahren gewarnt, und zum Vergnügen gereizt; sie geben ihm sogar einen bestimmten Begriff von verschiedenen sichtbaren Eigenschaften der Körper. Zwar kann man nicht behaupten, daß sich ein Blinder sichtbare Eigenschaften eben so wie ein Sehender vorstellt, allein er macht sich doch eine allgemeine Vorstellung von ihren Kennzeichen, nach Anleitung der Ähnlichkeiten, die er zwischen ihnen und andern bemerkbaren Eigenschaften wahrnimmt. Wenn wir z. B. einem Blinden ein Beilchen vorhalten, und ihn fragen, was für eine Vorstellung er sich von ihren Eigenschaften mache, so wird er nach Anleitung des Geruchs u. s. w., so wie auch der Benennung antworten, daß es etwas Sanftes

und Angenehmes seyn müsse. Von Farben hingegen kann der Blinde nicht anders als nach sehr entfernten Analogien urtheilen; er wird sie immer nur mit Tönen, Flächen u. s. w. vergleichen, und sich z. B. die Scharlachfarbe wie die Glut eines Ofens, wie den Schall einer Trompete oder wie einen gewürzhaften Geruch vorstellen, weil alle diese Dinge einen starken Eindruck auf seine Sinne machen.

So belehrend aber auch immer Gehör und Gefühl für den Blinden seyn mögen, so würde doch ihr Vermögen sehr eingeschränkt und vergänglich seyn, wenn die Empfindungen, welche sie in der Seele erwecken, nicht durch Hilfe des Gedächtnisses erhalten und befestiget würden. Durch dieses insbesondre gewinnt der Blinde außerordentlich viel. Seine Seele wird durch die mannichfaltigen Nührungen, welche sich dem Auge ohne Unterlaß darbieten, nicht zerstreut, und kann daher ihren Betrachtungen ununterbrochen nachhängen. Der blinde Straßenaufseher antwortete Herrn Bew, als er ihm einstens sein Erstaunen über seine genaue Kenntnisse des Terrains bezeugte, es wäre gar nichts Wunderbares hierbei. „ Sie, mein Herr, sagte er, können sich ihrer Augen bedienen, wenn Sie etwas untersuchen wollen; ich verlasse mich bloß auf mein Gedächtniß, dieß ist der einzige Vortheil, den ich habe. Die Leichtigkeit, mit welcher Sie jeden Gegenstand, so oft Sie wollen, betrachten können, macht, daß Sie nicht so nöthig haben, sich

die Vorstellungen davon tief einzuprägen, und daher verlöschen die Eindrücke insgemein sehr bald. Meine Kenntnisse hingegen muß ich mir mit weit größerer Mühe erwerben, und eben deswegen prägen sie sich meinem Gedächtniß so fest, und beinahe unauslöschlich ein.“ So groß ist also der Einfluß der Übung und Gewohnheit auf die Geisteskräfte der Blinden, daß sie durch die Dauerhaftigkeit ihrer Begriffe für die Mühe, welche sie bei der Erwerbung derselben finden, größtentheils entschädigt werden.

Sehende haben nicht so sehr nöthig, sich auf ihr Gedächtniß zu verlassen, weil sie mit Hilfe des Gesichts außerordentlich leicht, und fast in einem Augenblicke die besondern örtlichen Verhältnisse jedes Gegenstandes wahrnehmen, und wieder erkennen können. Ein Fremder, der jemand besucht, wird sich vermittelst des Gesichtsinnes augenblicklich mit der Größe, den Möbeln zc. des Zimmers bekannt machen, so, daß er sich, bei der Wiederholung seines Besuchs, sogleich wieder daran erinnern wird. Der Blinde hingegen kann sich diese Kenntniß nur durch anhaltende Aufmerksamkeit erwerben. Man muß ihn erst überall im Zimmer herumführen, er muß mit seinen Fingern die Möbeln, Gemälde u. s. w. betasten, ehe er sich von dem Orte, wo er sich befindet, einen Begriff machen kann. Hat er sich aber durch die Gefühlsempfindungen und Beschreibungen eine zusammenhängende Reihe von charakteristischen Merkmalen gebildet, so verknüpft sein

Verstand diese Vorstellungen so unauflöslich mit einander, daß er nur selten seine Untersuchungen zu wiederholen braucht.

Diese Genauigkeit und Behaltsamkeit des Gedächtnisses macht den blinden Mathematiker fähig, genaue Berechnungen zu machen, die schwersten Aufgaben der Algebra und Analysis aufzulösen und die verschiedenen Wirkungen zu begreifen, welche die Gegenstände, je nachdem sie näher oder entfernter sind, in gerader oder schiefere Richtung, aufs Auge machen müssen. Eben dadurch wird er auch geschickt, sich Kenntnisse von den Grundsätzen der Zeichenkunst und Perspektiv zu erwerben.

Allein, obgleich der Blinde ziemlich genaue Begriffe von Figur und Ausdehnung sich erwerben kann, so folgt hieraus doch nicht, daß er beide mit eben der Genauigkeit und Bestimmtheit durchs Gesicht erkennen müßte, im Fall ihm dieses plötzlich wieder gegeben würde. Vielmehr finden wir, daß die von Molineaux aufgeworfene Frage eben so, wie dieser Philosoph erwartet hatte, in dem Falle des Blindgeborenen, den Cheselden operirte, entschieden wurde. Diesem jungen Menschen wurde in seinem dreizehnten Jahre der Staar gestochen. Bei dem ersten Eindrucke, welchen die Gegenstände auf seine Gesichtsorgane machten, glaubte er, alles was er sähe, berühre seine Augen unmittelbar, auch konnte er die Gegenstände nicht von einander unterscheiden, so verschieden auch ihre Gestalten waren. Wenn

ihm Dinge, die er sonst durchs Gefühl kennen gelernt hatte, vorgehalten wurden, so betrachtete er sie erst aufmerksam, um sie zu erkennen; plötzlich aber fühlte er sich durch die Menge der Gegenstände, die seinem Auge vorschwebten, in Verlegenheit gesetzt, und alles blieb ihm dunkel. Aus diesem Beispiel sowohl als aus der Beschaffenheit des Gegenstandes selbst erhebt, daß Leute, welche zum erstenmale sehen, nur Flächen und Farben erkennen, und dagegen die sichtbaren Wirkungen des Lichts und Schattens, in Rücksicht auf Entfernung, Hervorragung und Vertiefung u. s. w. erst nach und nach durch Erfahrung kennen lernen müssen.

5.

Jeder Mensch hat sein Steckpferd:

Jedermann lebt in einem gewissen Kreise von Gegenständen, welche Eindruck auf sein Gemüth machen und die den Inhalt zu seinen Vorstellungen hergeben, und da nun diese besondere Art von Vorstellungen seinen Ideenvorrath ausmacht, da sie sein Gemüth auf diese oder jene Art zur Thätigkeit reizt und da doch nicht alle Vorstellungen gleichen Werth bei ihm haben, noch weniger aber

behalten, so giebt er einigen darunter, oder auch
 bloß einer einzigen den Vorzug, welche er zur
 Triebfeder alles seines Thuns und Lassens, seines
 Denkens und Sinnens, macht. Diese Vorstellung
 nun leitet seine Gedanken und seine Urtheile, und
 sie ist das Stückenpferd, auf dem er sich herum-
 tummelt. Es hat große Denker gegeben, die
 sich gewaltig viel auf ihre Geschicklichkeit in der
 Kochkunst einbildeten, öfters davon sprachen,
 und doch keine Suppe, noch weniger sonst etwas
 zu kochen im Stande waren. Alte Weiber, die
 entweder von der Frömmerei oder Gelehrsamkeit
 Profession machen, nachdem sie ihre Jugend in
 Liebe und Kokettiren verspielt haben, tadeln alle
 Handlungen ihrer Nebenmenschen mit der größten
 Bitterkeit, indem sie alle Augenblicke zu verstes-
 hen geben, daß sie die Frömmsten oder Einsichts-
 vollsten seyn. und sich weder solche Sünden, noch
 solche Fehler zu Schulden kommen lassen. Was
 jemand treibt, das verräth er alle Augenblicke.
 Hier hat sich einer zum Lehrer der Menschen auf-
 geworfen, und beständig vernimmt man, daß der
 Mensch alles der Erziehung zu verdanken habe,
 und daß sie alles aus ihm machen könne; dort
 hat ein anderer an einem gelehrten kritischen In-
 stituten, als Recensirmaschine, mit gewirkt,
 und nun erscheint kaum ein Buch, über das er
 nicht den Stab bricht, ob er gleich weiter nichts
 als die Vorrede davon gelesen hat, noch weniger
 einige Kenntnisse von dem im Buche abgehandelt-
 en Gegenstände besitzt. Hier spricht jemand sehr

vernünftig über den Ungrund alles Aberglaubens, und kaum ist die Idee von Gespenstern berührt worden, so bemühet er sich recht ernstlich zu beweisen, daß es dergleichen gebe, und daß er mehr als eine Erscheinung davon gehabt habe; dort hört ein anderer recht andächtig einem verworrenen gedankenlosen Vortrage über die Schädellehre zu, hält sie für einen Ersatz aller andern Kenntnisse, und kaum hat er nunmehr einen Schädel erblickt, so ist er auch in den Zirkel gehannt, in den er sich hineingeworfen hat. Allein es hat nicht bloß jeder einen Gegenstand, den er allen andern vorzieht, sondern er wähnt auch noch, daß ihm alle andere Gegenstände an Werth weit nachstehen. Der Jurist mit einigen Brosamen Pandektenweisheit sieht verächtlich auf die Philosophie herab; der Arzt macht sich über die Theologie lustig, und über die Arzneikunde spotten alle, die jemals einen Arzt zu Rathe gezogen haben, der nicht allwissend oder allmächtig gewesen ist. Der eine macht Profession vom Witzmachen und fragt alle Leute, ob sie noch nicht dieses oder jenes Witzwort, das er irgend einmal durch einen äußern Zufall veranlaßt, hervorgebracht hat, vernommen haben; der andere trägt jedermann sein Urtheil vor, daß er über irgend ein schönes Kunstwerk in einer gelehrten Zeitung gefallt hat; ein dritter hat ein paar Tage Paris gesehen, und kaum erblickt er nunmehr einen Gegenstand, so äußert er sogleich, derselbe komme mit jenen, den er in Paris zu sehen die Ehre gehabt habe,

in Ansehung seines Werthes oder seiner Vollkommenheit in gar keine Vergleichung. Ein Mädchen ist kaum der Schule entlaufen, so wählt sie sich auch schon einen Liebhaber, und dieser giebt den Maasstab aller ihrer Urtheile über Schönheit ab. Demoiselle S., das häßlichste einfältigste Geschöpf unter der Sonne, tadelt jedes Werk der redenden schönen Kunst, weil sie einmal eine kleine Erzählung in ein Journal geliefert, welches ihr den Kopf so verderbt hat, daß ihr kein Dichter mehr gefällt, und daß ihr Klopstock und Göthe leere Prosaisten sind.

Wenn man den freyen Gesprächen in Gesellschaften aufmerksam zu höret, so vernimmt man alle Augenblicke, wie jeder sein Steckenpferd laufen läßt, wie er sich darauf herumtummelt und auf alles andere verächtlich herabsieht. Mag dies eine Beschränktheit der menschlichen Vorstellungsart seyn, oder mag die liebe Eitelkeit, die schon manchen zum Helden, verfehrt sich in der Einbildung, gemacht hat, ihr Spiel hierbei treiben, oder mag dies Schuld der eigenen Bildung seyn, genug, es bleibt nicht weniger eine Thorheit und Lächerlichkeit, als wenn jemand Windmühlen für Riesen, hochklingende Worte für inhaltsreiche und erhabene Gedanken, alle Mädchen für schön, und alle diejenigen, die jemals auf einer Universität gewesen sind, für Magisters oder gar für Gelehrte ansieht.

Bei mehreren Nationen ist es Sitte, sich ein Glied von den Fingern abzuschneiden, oder einen Zahn auszureißen.

Der Aberglaube hat mancherlei Mittel erdacht, wie Übel entfernt und Krankheiten geheilt werden können, und der Erfindungsgeist der Menschen ist dabei fast thätiger als bei nützlichen und vernünftigen Handlungen und Entdeckungen gewesen. Die Sitte des Abschneidens eines Gliedmaßes vom Finger ist weit verbreitet; sie herrscht bei Nationen, welche keine Verbindung mit einander gehabt zu haben scheinen. Man findet sie in Afrika bei den Hottentotten, bei den Escharos und Suaronen in Parraguay, in Neuholland und auf den freundschaftlichen Inseln. Was will man nun dadurch für einen Zweck erreichen, daß man sich ein Glied abnimmt? Glaubt man, daß, wenn man Blut fließen läßt, der Schmerz oder die Krankheit vergeht, oder wähnt man, daß, wenn man sich selbst ein Übel zufügt, man die bösen Geister versöhnt, oder ist man der Meinung, daß ein Schmerz durch den andern bekämpft werden muß, oder hat man gefunden, daß, wenn man irgend einen Theil des menschlichen Körpers verletzt, die Organisationskraft alle

Anstrengung anwendet, um den verletzten Theil, der noch gesund ist, wieder zu heilen, und daß dadurch die Krankheit selbst gehoben wird? Genug, was der Grund von dieser Sitte auch seyn mag, viele Reisende erwähnen sie. Vielen von den Männern in Neu-Südwallis, sagt Hunter in seiner Reise nach Südwallis, (teutsche Übersetzung S. 26) denen wir bis jetzt begegnet sind, fehlten die zwei fordersten Zähne an der rechten Seite der obern Kinnlade, und manchen Weibern die zwei untern Gelenke an dem kleinen Finger der linken Hand. Wir bemerkten diese Verstümmelung an alten Weibern, an jungen Mädchen von 8 bis 9 Jahren, und an jungen Frauen, die theils schon geboren, theils noch kein Kind gehabt hatten. An andern Frauenzimmern von allen diesen Altern und Klassen sahen wir hingegen den Finger auch wieder unverletzt.

Barrow und Levaillant bemerken, daß diese Sitte auch unter den Hottentotten herrsche. Als sich der letztere mit einem Anführer der Kabobiquas unterhielt, sah er, daß ihm zwei Glieder an dem kleinen Finger der linken Hand fehlten. Levaillant ließ ihn um die Ursache fragen und erfuhr, daß er in seiner Jugend eine sehr schwere Krankheit gehabt, und daß man, um ihn zu heilen, diese Amputation vorgenommen hätte. Auch Patterson sagt in seiner Reise, daß er dergleichen Beispiele vom Abschneiden eines Gliedes bei einer andern Horde von Hottentotten angetroffen habe.

Cook, Bougainville und Forster erzählen, daß sie bei weit von einander entfernten Nationen diese Sitte bemerkt hätten. So lassen sich z. B. die Bewohner einiger Südsceinfeln, besonders der freundschaftlichen, ein oder mehrere Glieder ihrer Finger abschneiden. Dies Schicksal scheinen vorzüglich die Glieder des kleinen Fingers an der linken Hand zu haben. Geschieht dies vielleicht deswegen, weil dieser Finger am ersten entbehrt werden kann?

Allein nicht bloß Krankheiten scheinen die Ursache des Abschneidens eines Gliedes zu seyn, sondern es muß auch noch andere Veranlassungen dazu geben: denn als sich Arthur Philipp (s. dessen Tagebuch S. 254) in der neuen englischen Colonie in Port Jackson aufhielt, sah er ein Kind, das nur zwei Monate alt war, dessen kleinen Finger man bei dem Gelenke unterbunden hatte. Allein zwei oder drei Tage nachher, als er das Kind wieder sah, war der Verband entweder zerrissen oder weggenommen. Als man dies der Mutter zeigte, nahm sie mehrere Haare von dem Kopfe eines anwesenden englischen Offiziers und band sie sehr fest um den Finger des Kindes. Nach einiger Zeit entstand eine Entzündung. Das Kind schien zwar mißvergnügt, wenn man das Glied berührte, aber schrie doch nicht, auch kümmerte man sich gar nicht mehr um den Finger, nachdem er einmal unterbunden war. Dies Verbinden wurde so lange fortgesetzt, bis die beiden Glieder beinahe abfallen wollten,

und nun brachten es die Eltern einem englischen Wundarzte, der dann auf ihr Verlangen die beiden Glieder mit einem Messer ablöste. Wurde vielleicht in diesem Falle das Abschneiden als ein Verwahrungsmittel gegen den Einfluß böser Geister angesehen?

7.

Ein Irrthum im Rechnen macht
tieffinnig.

Selbst der beste Kopf ist manchmal so beschränkt, daß er den Fehler, der ihm sehr nahe liegt, nicht einseht und ihn trotz aller Anstrengung nicht entdecken kann. Besonders ist dies beim Rechnen der Fall. Ein Steuereinnnehmer in 3 — sollte seine Rechnung einkiefern, allein es fehlte ihm eine Summe von 10,000 Thalern. Er war sich bewußt, daß er als redlicher Mann verfahren sey, und dennoch konnte er nicht das herausbringen, was er suchte. Er hatte nämlich 1 und 1 zu addiren, welches nach seiner Meinung bloß 1 machte. Mehrere Tage lang beschäftigte er sich mit dieser Rechnung, und da dadurch sein Geist eben so geängstigt als sein Körper geschwächt wurde, so fiel er in Tieffinn. Der Minister, dem

er die Rechnung übergeben sollte, hatte ihn stets als einen ehrlichen Mann gekannt, und ließ ihn daher zu sich kommen, um seine Rechnung zu besehen. Dieser merkte den Fehler sogleich; allein auch jetzt noch blieb er trotz der Einwendungen des Ministers, daß 1 und 1 Zwei und nicht Eins mache, bei seiner Meinung, und es dauerte lange Zeit, ehe sich sein Tiefsinn wieder verlor.

Ein anderes Beispiel dieser Art erzählt W a g n e r (in s. Beiträgen zur philosophischen Anthropol. 1. Th.). Ein Rechnungsführer bei einem kaiserlichen Regimente machte durch die Auslassung einer Null in der Zusammenrechnung der ihm anvertrauten Heuportionen, einen Fehler, wodurch ein Deficit von 100,000 Portionen entstand. Über den Abgang dieser großen Summe fiel er in Tiefsinn und Melancholie, dachte an nichts anders, sprach von nichts anders als von den fehlenden 100,000 Heuportionen und wies dabei beständig auf seine Stirne. Sein Gemüthszustand wurde von Tage zu Tage bedenklicher. Einige seiner Freunde, denen dies hinterbracht wurde, besuchten ihn und verlangten seine Rechnung zu sehen, die er immer in der Tasche trug und niemals aus den Händen gab. Glücklicher Weise entdeckten sie gar bald, daß der Fehler darin liege, daß er eine Null zu wenig gerechnet hätte; sie zeigten ihm dies, und als er dies eingesehen hatte, rief er ganz entzückt aus, daß dies wirklich so sey, und in kurzer Zeit war er wieder hergestellt.

Die Parsi oder Feueranbeter.

Die Parsi, wovon viele in der Gegend von Bombay in Ostindien leben, sind Schüler des Zoroaster und verehren ein allmächtiges und ewiges Wesen, das alles erschaffen hat und erhält. Da aber die meisten Menschen etwas Sichtbares haben wollen, wobei sie sich an den Schöpfer erinnern, so richten die Parsi ihr Gebet auch an die Sonne, den Mond, die Sterne und an andere erschaffene Dinge; besonders aber an das Feuer, welches sie für das reinste und wirksamste von allen Elementen halten. Sie haben daher nicht bloß in ihren Tempeln ein Feuer, das sie beständig durch wohlriechendes Holz unterhalten, sondern es lassen auch reiche Kaufleute ein solches in ihren Häusern brennen. In einem Tempel der Parsen zu Bombay soll es nach Niebuhr (dessen Reisebeschreibung S. 47. 2. Th.) schon beinahe zwei hundert Jahre gebrannt haben. Ihre Ehrfurcht gegen das Feuer geht so weit, daß sie kein Licht ausblasen, damit sie es nicht durch ihren Hauch verunreinigen; ja man sagt sogar, daß sie das Feuer nicht durch Wasser löschen würden, wenn auch ihr Haus darüber verbrennen sollte. Die Reinigung des Körpers ist ein Hauptpunkt ihrer Religion. Sie beten stehend, lassen

sich eben so wenig wie andere Indianer beschneiden, haben nicht mehr als eine Frau und verheuerathen ihre Kinder oft vor dem 6. Jahre. Ist die Frau aber unfruchtbar, so nimmt der Mann eine andere; sie dürfen Wein und andere starke Getränke trinken. Sie essen kein Rindfleisch und den Haafen halten sie für das unreinste Thier. Sie scheeren sich den Kopf, lassen aber an jeder Seite einen Zopf Haare über dem Ohre, wie die Juden, stehen.

Sie haben ein großes Zutrauen zur Astrologie, und bei der Geburt eines Kindes, bei Hochzeiten und andern wichtigen Vorfällen nehmen sie ihre Zuflucht zu derselben. Ihre Arme unterstützen sie mit großem Eifer und geben nicht zu, daß einer von ihren Glaubensgenossen bei fremden Religionsverwandten Almosen verlange. Fällt einer von ihnen in die Hände der Obrigkeit, so sparen sie kein Geld, wenn sie ihn dadurch von der öffentlichen Strafe loskaufen können. Lieberliche Mitglieder aber, an denen sie keine Besserung bemerken, jagen sie aus ihrer Gemeinde.

Ihre Todten lassen sie weder in die Erde begraben noch verbrennen, sondern von den Raubvögeln verzehren. In *Bombay* haben sie einen runden Thurm auf einem Berge ziemlich weit von der Stadt, der oben mit Brettern belegt ist. Auf diese legen sie ihre Todten, und nachdem die Raubvögel das Fleisch davon verzehrt haben, sammeln sie die Knochen unten im Thurme in einem Behältnisse, und zwar die Knochen der

Männer und Weiber, jede in einem besondern Verhältnis.

Der Aberglaube ist fast bei allen Nationen verschieden, und nie thun das diese was er verbietet. Zu Bombay hat oft ein europäischer Kaufmann Indier, Parsis, Mahomedaner und Catholiken zugleich zu Bedienten. Gewisse Dienste aber kann er nur von den letztern verlangen, denn sein indischer Bedienter trägt keinen gespickten Haasen auf den Tisch, weil es wider seine Religion ist, ein Thier zu tödten: ein Parsi rührt diese Schüssel deshalb nicht an, weil er den Haasen für ein unreines Thier ansieht, und der Mahomedaner auch nicht, weil der Haase mit Schweinefleisch gespickt ist.

9.

Paul Mochia geht auf dem Wasser
spazieren.

Paul Mochia war ein Geistlicher, und konnte sich ins Meer stürzen, ohne dabei Gefahr zu laufen: denn kaum war er auf dem Grunde desselben angelangt, als er sogleich wieder in einer senkrechten Stellung auf die Oberfläche kam, wo er bis an die Brust im Wasser stand, ohne

einige Bewegungen zu machen. In dieser Stellung schlug er die Arme in einander und gieng mit eben der Sicherheit und Festigkeit im Meere herum, als dies ein anderer auf dem festen Lande thut. Man erzählt, daß ihn Taucher mehrmals mit sich bis auf den Grund des Meeres genommen hätten, allein kaum hätten sie ihn los gelassen, so sey er auch schon wie Korkholz wieder in die Höhe gefahren.

Einstens war er auf dem Wasser eingeschlafen, und streckte sich auf denselben eben so wie in einem Bette aus; er legte sich bald auf diese, bald auf jene Seite, ohne jemals unterzutauchen. Er versicherte, daß er unter seinen Füßen auf dem Meere einen eben so starken Widerstand fühle als auf dem festen Lande, und diese besondere Eigenschaft seines Körpers kam ihm eben so wunderbar als andern vor. Vielleicht war derselbe so schwammartig, daß er leichter als Wasser war. Mehrere Naturforscher, die diese Erscheinung seines Körpers beobachteten, bemerkten, daß, als sie ihn gewogen, und seinen Umfang gemessen hatten, er dreißig Pfund weniger wog, als ein gleiches Volumen von Wasser. Mochia benutzte manchmal seine besondere Fähigkeit auf dem Meere zu gehen, und zog an mehreren Orten große Vortheile davon.

Ein Lamm mit acht Beinen.

Die Abweichungen von dem Gewöhnlichen scheinen unter den Thieren noch weit häufiger als unter den Menschen zu seyn; da trifft man Thiere mit drei, fünf, sechs Beinen, mit zwei Köpfen, ja Aldrovandi erwähnt sogar einer Kaze, die aus drei Kazen bestand, welche am Bauche zusammen gewachsen waren. Ein Lamm kam in der Gegend von Padua zur Welt, welches ganz schwarz aussah und einen doppelten Rücken hatte, der aber zusammen gewachsen war. Außerdem hatte es zwei Schwänze, drei Ohren und acht Beine, wovon zwei auf dem Rücken standen, und gerade da, wo sich dieser anfängt, herausgewachsen waren.

Aberglaube der Negerflaven in der Holländischen Colonie Surinam.

Die Furcht hat Götter geschaffen und war die Mutter des Aberglaubens: allein was wirkt auch

stärker auf den Menschen, als die Vorstellung von einer Macht, die alles überwältigt, und noch dazu unsichtbar ist, und was liegt dem ungebildeten Menschen am Herzen, als die Erhaltung seines Lebens? Sobald daher diesem Gefahr droht, ist er auch geneigt, etwas Übersinnliches anzunehmen, das Gewalt hat, und dabei thätig und geschäftig ist. Als der Capitän Stedman sich in Surinam aufhielt, wurde ihm einstmals auf einer Reise alle sein Zucker nebst dem größten Theile seines Rums gestohlen; den Dieb entdeckte er durch folgende, aber, wie er selbst sagt, nicht von ihm erfundene List. Er sagte zu den Negern, deren Anzahl sich auf sechs belief, daß demjenigen, der am meisten schuldig wäre, eine Papageienfeder aus der Nase wachsen würde; zugleich sagte er einige unzusammenhängende Worte her, beschrieb mit seinem Säbel einige Kreise und schloß sich in sein Zelt ein. Hier sah er durch das Schlüßelloch und beobachtete seine Ruderer mit großer Aufmerksamkeit, ohne daß diese ihn sehen konnten; hier bemerkte er gar bald, daß einer davon bei jedem Ruderschlage seine Hand aufhob und an seine Nasenspitze fühlte. Sogleich sprang Stedman heraus und schrie: „Du bist der Dieb. Ich sehe die Papageienfeder!“ Worauf der erschrockene Neget sogleich antwortete: Ja! mein Herr, ich bin der Dieb! auf die Knie fiel und um Gnade bat.

Die Reisen des amerikanischen Landkrebseſes (*Cancer ruricola* Lin).

Diese Krebſe halten ſich vorzüglich auf den Inſeln St. Domingo, Jamaica u. ſ. w. auf, thun alle Jahre eine Reiſe in die See, um ihre Schaale zu verändern, und Eyer zu legen. Bei dem erſten Regen in den Monaten April und May verlaſſen ſie die hohlen Bäume, die Felſenklüfte und die Löcher, wo ſie ſich aufhalten, und kommen von den Bergen herunter gezogen. Die Felder ſind um dieſe Zeit mit dieſen Thieren ſo bedeckt, daß man ſie vor ſich her jagen muß, um Platz zu bekommen, und ſie nicht zu zertreten. Die meiſten lagern ſich längs den Flüssen, oder in die feuchtesten Gräben, die von den Fluthenwaſſern entſtanden ſind, um vor der Hitze geſichert zu ſeyn, denn bei Tage, vorzüglich bei Sonnenschein, machen ſie Halt, biß die Kühlung des Abends eintritt. Sie haben ungefähr ſechs Wochen zu ihrer Reiſe nöthig, und theilen ſich ordentlich in drei Colonnen. Die erſte, als der Vortrupp, beſteht bloß aus ſolchen, die männlichen Geſchlechts ſind, und dieſe ſind größer und ſtärker als die weiblichen. Oftmals müſſen ſie wegen Mangel an Waſſer inne halten, und ſo oft eine Veränderung der Witterung vorgeht, ſind ſie ge-

nöthigt zu warten. Unterdeffen hält sich die große Armee in den Bergen zusammen, so lange bis die großen Regen kommen. Alsdenn bricht sie auf, und theilt sich in Bataillons von anderthalb Stunden in der Länge, und von vierzig bis fünfzig Schritten in der Breite, und zwar so enge, daß man kaum die Erde erkennt. Drei oder vier Tage hernach sieht man den Nachtrapp in eben der Ordnung und Anzahl folgen, als die voranzgegangenen Truppen.

Diese Thiere kriechen ganz leise fort, und wählen fast allezeit die Nacht, oder einen Regentag, um der Sonnenhitze nicht ausgesetzt zu seyn. Sobald sie spüren, daß sich der Himmel aufklärt, halten sie am Rande eines Gehölzes inne, warten bis es Nacht wird, und ziehen alsdann weiter. Wenn jemand der großen Armee zu nahe kommt, und sie verschrecken will, so ziehen sie sich in Unordnung zurück, halten aber jederzeit ihre Waffen vor sich, das heißt ihre fürchterlichen Scheeren, welche gar gewaltig kneipen. Sie schlagen sie von Zeit zu Zeit die eine wider die andere, als ob sie ihrem Feinde drohen wollten, und machen mit den Schaalen einen solchen Lärm, daß man denken sollte, es wäre das Geräusch eines Regiments, welches die Handgriffe macht.

Auffallend ist es, daß sie bei ihren Wanderungen allemal den kürzesten Weg nach dem Meere wählen; nichts bringt sie von ihrer Richtung ab, und jedes Hinderniß wird von ihnen auf die sonderbarste Weise besiegt. Treffen sie auf ein

Gebäude, auf eine Kirche oder ein Haus, so suchen sie hinauf zu steigen und setzen sodann genau in der nämlichen Richtung ihren Weg zum Meere fort. Man hat gesehen, wie sie des Nachts in die Fenster gestiegen sind, die Schlafenden in den Betten überrascht und erschreckt haben, und auf der andern Seite wieder heraus gestiegen sind, um ihren Weg fort zu setzen.

Auf ihrem Marsche richten sie in den Gärten sowohl durch das Abfressen und Abkneipen, als auch durch das Zerknicken der Pflanzen vielen Schaden an. Höret es während dem Marsche ganz auf zu regnen, so machen sie einen allgemeinen Stillstand, und jeder sucht sich ein Quartier, so gut er kann; einige unter den Wurzeln, andere in den Höhlen der Bäume; und diejenigen, welche kein Unterkommen finden, graben sich in die Erde, und machen sich eine Wohnung daselbst. Es giebt Jahre, wo sie wegen zu wenigen Regens zwei oder drei Monate auf dieser Reise zubringen; es braucht aber auch zuweilen nicht mehr als acht oder zehn Tage Regen, um sich ihrer Eyer zu entledigen.

Dieses fällt ihnen um so weniger schwer, da die Eyer sehr klein sind, und unterm Schwanz so leicht anhängen, daß sie nur schütteln dürfen, um sie ins Meer fallen zu lassen. Sobald als die Jungen ausgekrochen sind, suchen sie eine Klippe, kommen nicht lange darauf aus dem Wasser hervor, kriechen unter das nächste Gras, und machen sich fertig, mit ihren Müttern nach

den Bergen zu reifen, halten auch eben die Ordnung, welche beim Herunterziehen der Alten beobachtet wurde. Man darf aber nicht glauben, daß die Mütter sie anführen, so wie eine Henne ihre Jungen leitet; sie thun nicht einmal, als ob sie sie kennen.

Diese Krebse oder Krabben, so wie mehrere Schalthiere, haben die besondere Eigenschaft, daß sie im Frühjahr ihr altes Kleid ablegen. Sie halten sich alsdann im Sande so lange versteckt, bis sie eine neue Schaale bekommen, die sie vor der üblen Witterung schützt, und Gelegenheit giebt, daß sie ihre vorigen Kräfte und Muth wieder erlangen.

Man sieht einige von ihnen, die am Rande des Meeres beständig aufpassen, und geschickt genug sind, Austern oder andere zweischalige Muscheln, welche die Fluth herbei führt, auffindig zu machen. Die Krabbe wartet alsdann, bis diese ihre Schaalen geöffnet haben, und wirft einen kleinen Stein, den sie zwischen den Scherren hält, hinein, welcher dann verhindert, daß sie sich nicht wieder zuschließen können. Durch dieses Mittel erhascht sie sie leicht und bekommt eine Mahlzeit.

Der Nachtwandler Regretti.

Die Nachtwandler nehmen oft Handlungen vor, welche das Werk der größten Überlegung zu seyn scheinen; ihr Geist scheint daher beständig thätig zu seyn und nachzuspinnen, was er innerhalb der Sphäre, die ihm bekannt ist, und die ihm die Lebensart absteckt, thun oder lassen will.

Einer der seltsamsten Nachtwandler, den man je gefunden hat, war ein gewisser Johann Baptist Regretti von Vicenza, der bei dem Marquis Ludwig Gale ehemals in Diensten stand. Er war hitzig, jähzornig, und seine Hauptleidenschaft war der Wein. Er war nach seinem eigenen Geständniß seit dem eilften Jahre mondsüchtig gewesen, doch kamen die Anfälle nur im Frühlinge im März, und dauerten höchstens bis in die Hälfte des Aprils. Die Herren Reghlini und Pigatti machten sich ein Vergnügen daraus, seinen Zustand genau zu beobachten. Der letztere hat davon im Jahre 1745 einen Bericht davon aufgesetzt, dessen vornehmste Umstände im Monat Julius des Journal encyclopédique vom Jahre 1762 zu finden sind. Wenn sich Regretti des Nachts im Vorzimmer auf einen Stuhl gesetzt hatte, so schlief er ein, und brachte eine Viertelstunde ruhig schlafend zu. Alsdann

richtete er sich sitzend in die Höhe, und behielt diese Stellung unbeweglich bei, gleich als wenn er nach etwas sähe, oder über eine Sache nachdächte. Endlich stand er auf, gieng im Zimmer herum, zog eine Schnupftabacksdose aus der Tasche, und wollte eine Prise nehmen. Wenn er aber nicht viel darinnen fand, so schien er darauf über berreten zu seyn, gieng zu einem Stuhle, auf welchem gemeiniglich ein Herr zu sitzen pflegte, nannte diesen beim Namen, und verlangte eine Prise Tabak von ihm. Man reichte ihm eine offene Dose; er nahm Tabak. Hernach nahm er die Stellung eines Menschen an, der auf etwas hört; sobald er einen Befehl empfangen zu haben glaubte, lief er mit einem Wachsstock nach einem Orte, wo insgemein ein brennendes Licht stand. Er glaubte seinen Wachsstock anzuzünden, trug ihn, wie sichs gehört, gieng damit durch den Saal, die Treppe hinunter, wobei er sich bisweilen umkehrte und stehen blieb, gleich als ob er Jemanden die Treppe hinunter leuchtete. Er kam an die Thüre des Hauses, blieb seitwärts stehen, ließ die Personen hinaus, die er in seiner Einbildung hinunter geführt hatte, und verzog sich, so wie er glaubte, daß sie bei ihm vorbei giengen; hernach löschte er seinen Wachsstock aus, stieg geschwind die Treppe hinan, und setzte ihn wieder an seinen Ort. An einem Abende spielte er diese Rolle dreimal. Er verließ ferner den Vorsaal, gieng in den Speisesaal, suchte in seiner Tasche den Schlüssel zum Glas- und Sil-

verschränke, und rief, da er ihn nicht fand, den Bedienten beim Namen, der ihn alle Abende denselben übergeben sollte. Man brachte ihm den Schlüssel; er öffnete damit den Schrank, setzte vier Flaschen auf einen silbernen Teller, und gieng in die Küche, um sie vermuthlich mit Wasser zu füllen, brachte sie aber leer wieder zurück. Im Hinaufsteigen der Treppe setzte er alles, was er in den Händen hatte, auf einen daselbst befindlichen kleinen Pfeiler, und stieg alsdann vollends hinauf und klopfte an eine Thüre: da man ihm nun nicht aufmachte, so stieg er die Treppe wieder hinunter, suchte den Kammerlaquai, that einige Fragen an ihn, rannte geschwind die Treppe wieder hinauf, stieß mit dem Ellbogen an den hingesezten Teller, und schlug die darauf stehenden Flaschen entzwey. Er klopfte nochmals an die Thüre, und da sie noch nicht aufgemacht wurde, so stieg er abermals hinab, nahm im Vorbeigehen den Teller mit, und setzte ihn hernach, da er wieder in den Speisesaal kam, auf einen Tisch. Von da gieng er in die Küche, nahm einen Wassereimer, lief damit an den Brunnen, ließ ihn voll laufen, und trug ihn wieder in die Küche. Er kam sodann wieder zum Teller, und da er keine Flaschen darauf fand, so entrüstete er sich und sagte, daß sie da seyn müßten, weil er sie darauf gesetzt hätte; er fragte die andern Bedienten, ob sie dieselben etwan weggenommen hätten. Nach langem Suchen gieng er wieder an den Gläserschrank, nahm zwei an

dere Flaschen, spühlte sie aus, goß Wasser hinein, und setzte sie auf den Teller. Er trug hierauf alles zusammen in das Vorzimmer, bis an die Thüre des Saals, wo der Kammerlaquai sie aus seinen Händen zu empfangen pflegte. Man nahm ihm den Teller mit den Flaschen ab, und gab sie ihm nach einiger Zeit wieder, er trug sie wiederum in den Gläserschrank, und setzte sie an ihren Ort. Hierauf gieng er in die Küche, wischte einige Schüsseln (Teller) mit einer nassen Serviette ab, hielt sie ans Feuer, als ob er sie trocknen wollte, und wischte auch die andern Schüsseln ab. Als dieses geschehen war, gieng er wieder an den Gläserschrank, legte das Tisch-tuch und die Servietten in einen kleinen Korb, und gieng damit zu einer Tafel, auf welcher insgemein ein angezündetes Licht stand. Er that, als wenn er mit diesem Lichte ein Messer und eine Gabel suchte, trug den Korb wieder zurück, und schloß den Gläserschrank wieder zu. Nachdem er alles, was er aus diesem Schranke genommen, ins Vorzimmer getragen, und auf einen Stuhl gesetzt hatte, nahm er einen kleinen eirunden Tisch, an welchem die Frau vom Hause zu speisen pflegte, und deckte ihn sehr ordentlich. Daneben stand noch ein anderer Tisch von eben der Gestalt, an welchem er bisweilen aus Versehen kam; aber fand sich durchs Gefühl allemal wieder zu dem, den er decken wollte. Als er damit fertig war, gieng er hin und her, schnaubte sich, zog die Tabacksdose wieder heraus, steckte die

Finger hinein, ohne etwas zu nehmen, gleich als ob er sich nach zwei guten Stunden erinnerte, daß er nichts darinn gefunden hätte; indessen war noch so viel darinnen, daß er ihn auf die Hand schütten konnte, welches er auch that. Hiermit endigte sich diese erste Scene, indem man ihm ein Glas Wasser ins Gesicht goß, und ihn aufweckte.

Den folgenden Tag hatte der Marquis Abends wie gewöhnlich Gesellschaft bei sich, ehe der Nachtwandler, oder irgend jemand aus dem Hause zu Bette gegangen war. Da wegen der Menge der sich nach einander versammelnden Gäste nicht genug Stühle vorhanden waren, so forderte man einen Stuhl nach dem andern, so wie ein Gast nach dem andern kam. Negretti schlief unterdessen ein; nach einem kurzen Schlafe stand er auf, schnaubte sich, nahm Taback, womit sich gemeiniglich seine Nachtwandlungsgeschichte anfieng, und lief geschwind in ein anderes Zimmer, um Stühle zu holen. Das merkwürdigste dabei war, daß, da er einen Stuhl mit beiden Händen trug, und damit an eine Thüre kam, welche nicht offen war, er nicht anklopfte, sondern mit einer Hand die Thüre öffnete, den Stuhl mit beiden Händen hindurch trug, und ihn gerade auf die Stelle setzte, wo er stehen sollte *). Hier

*) Manche erzählen die Sache so: er habe in jeder Hand einen Stuhl gehabt, und vor der Thüre habe

auf gieng er an den Schenktisch, suchte den Schlüssel, und ward verdrücklich, da er ihn nicht fand. Er nahm ein Licht, und sahe sich in allen Winkeln um, besonders auf den Stufen der Treppe; er that dabei sehr eifertig, und tappte mit den Händen, als ob er den Schlüssel suchte. Der Kammerdiener steckte ihn denselben heimlich in die Tasche. Nach langem Suchen fuhr endlich Negretti mit der Hand in die Tasche, fand den Schlüssel, und ärgerte sich, daß er so lange gesucht hatte. Er öffnete den Schenktisch, nahm eine Serviette, eine Schüssel und ein paar Semmeln heraus; hierauf schloß er den Schrank wieder zu, und gieng in die Küche. Hier machte er einen Sallat zurechte, nahm alles dazu gehörige aus dem Küchenschranke, und setzte sich, als er fertig war, an einen Tisch, um zu essen. Man nahm ihm die Schüssel weg, und setzte ihm ein Gericht Kohl vor, das er statt des Sallates aß; während dem Essen nahm man ihm auch den Kohl weg, und setzte ihm einen Pfannenkuchen vor, den er eben so verzehrte, ohne daß er einen Unterschied in dem, was er aß, zu bemerken schien, woraus man sehen kann, daß die Werkzeuge des Geschmacks nicht mitwirkten, sondern daß bloß der Geist ohne Zuthun des Körpers geschäftig war. Über dem Essen horchte er bisweilen, weil

er den einen niedergesetzt, und alsdann die Thüre geöffnet, hierauf beide Stühle wieder ergriffen, und an den bestimmten Ort getragen.

es ihm vorkam, als ob er gerufen würde. Er glaubte einmal wirklich, daß er gerufen worden wäre; er stieg daher geschwind die Treppe hinauf, um sich in den Saal zu begeben, und da er sah, daß man ihm nichts zu sagen hatte, so gieng er in das Vorzimmer, und fragte die Bedienten, ob er nicht gerufen worden wäre, worauf er sich ziemlich verdrüsslich wieder an seinen Tisch in der Küche setzte. Nachdem er gegessen hatte, sagte er, daß er gern ins Wirthshaus gehen möchte, um einmal zu trinken, wenn er nur Geld hätte. Er suchte in allen Schubfäcken, und fand nichts. Endlich gieng er doch, und sagte, er wolle morgen bezahlen, man werde ihm schon so lange Credit geben. Er eilte die Treppe hinunter, und lief ins Wirthshaus, das zwei Büchenschüsse weit vom Schlosse war. Er klopfte an die Thüre, ohne erst zu untersuchen, ob sie verschlossen sey, gleich als ob er wüßte, daß sie um diese Zeit nicht offen wäre. Man machte ihm auf, er gieng hinein, rief den Wirth, und forderte ein halbes Maaß Wein. Man gab ihm statt des Weins ein halbes Maaß Wasser, er trank es für Wein, und sagte, da er es ausgetrunken hatte, daß man ihm wohl bis morgen borgen würde. Hierauf gieng er wieder aus dem Wirthshause nach dem Schlosse zurück. Er kam in das Vorzimmer, und fragte die Bedienten, ob ihn der Herr gerufen hätte. Er stellte sich ganz aufgeräumt, und sagte, daß er im Gasthose einmal getrunken habe, und daß es ihm jetzt besser in

dem Magen sey. Man öffnete ihm die Augen mit den Fingern, und er erwachte.

Nun kommt die dritte Scene. Einige Personen unterhielten sich mit dem Marquis in seinem Zimmer. Der Nachtwandler war ein wenig eingeschlafen, stand wie gewöhnlich auf, nahm einen Wachstock, gieng bis zur Hausthüre, schlug sein Wasser ab, kam wieder bis an das Zimmer seines Herrn, versuchte daselbst seinen Wachstock an einer bei der Thüre hängenden Laterne anzuzünden, gieng langsam durch das Vorzimmer, bis zur Thüre des Gesellschaftssaals, um den weggehenden Personen, wie gewöhnlich, zu leuchten. Hierauf deckte er für die Frau im Hause auf die nämliche Weise, wie den Tag zuvor, nur mit dem Unterschiede, daß er den kleinen Tisch nicht im Vorzimmer, sondern in einem andern suchte, wo er wußte, daß man ihn hingesezt hatte. Er begab sich alsdann in die Küche, nahm daselbst einige Nüsse, von welchen er wußte, daß sie für ihn bestimmt waren, und biß sie mit den Zähnen auf. Während dieser Zeit verstopfte jemand das Schlüsselloch zu dem Silberschrank, weil man wußte, daß er denselben öffnen und seine Serviette hinstecken würde. Er kam auch in der That, merkte das Hinderniß, glaubte, es läge an dem Schlüssel, und klopfte ihn an dem Boden, um den Staub heraus zu bringen, welchen er in demselben vermuthete. Mehrmals versuchte er aufzuschließen, und da er noch immer das nämliche Hinderniß fand, so holte er einen

Strohalm, und untersuchte damit den Schlüssel. Während dieser Beschäftigung machte man das Schlüsselloch wieder frei, und er schloß den Schrank auf. Er lehrte hierauf in die Küche zurück, rufte den Koch beim Namen, bat ihn um eine Prise Taback, und um etwas Geld, weil er, seiner Versicherung nach, ohne ein Glas guten Wein nicht leben könnte. Er versprach, es ihm zu Ende der Woche wieder zu geben, weil er um diese Zeit einen Monat Lohn bekommen müßte. Der Koch ließ ihm das verlangte Geld, das er in seine Beinkleidertasche steckte. Er gieng hierauf in das Vorzimmer, an den Ort, wo der Kammerlaquai gewöhnlich zu sitzen pflegte, ersuchte ihn, mit ins Weinhaus zu kommen, und da er sich eine abschlägliche Antwort einbildete, so drang er auf verschiedene Art, bald durch Mienen, bald durch Worte in ihm, und redete immer ganz leise, als wenn es die andern Bedienten nicht hören sollten. Wie er ihn endlich überredet zu haben glaubte, so begab er sich ins Wirthshaus, forderte ein ganzes Maas Wein, weil er in der Meinung stand, einen Gesellschafter bei sich zu haben. Man brachte den Wein, er schenkte ein Glas voll und überreichte es seinem Freunde, hierauf schenkte er sich ein, und trank auf jenes Wohlseyn, doch nicht mehr als zwei Gläser, welches genau die Hälfte des Weins war. Bald darauf griff er in die Tasche, und da er kein Geld darinnen fand, welches man ihm, sobald man es ihm gab, wiedergenommen

hatte, so wurde er böse, durchsuchte alle seine Taschen, kehrte sie um, und da er nichts fand, so bat er den Kammerlaquay, doch noch einmal für ihn zu bezahlen, und versprach ihm, die Auslage wieder zu erstatten. Da er wieder nach Hause kam, so gieng er in die Küche, und erzählte dem Koche, was ihm begegnet sey, kehrte nochmals seine Taschen um, und bezeichnete diejenige, in welche er das Geld gesteckt hatte, nahm eine Lampe und durchsuchte auf dem Boden alle Orte, wo er gewesen war. Er suchte zum drittenmal seine Taschen durch, in welche ihm einer von den Anwesenden ein anderes Stück Münze gesteckt hatte, er fühlte diese Münze mehreremal an, ohne etwas daraus zu machen, man steckte ihm hierauf noch eine andere Münze, welche mit der erstern von gleicher Größe war, in die Tasche, und er hatte sie kaum aufgefunden, so gab er sein Erstaunen, daß er sie nicht gleich anfangs bemerkt hätte, zu erkennen. Hierauf begab er sich schnell ins Vorzimmer, ließ sich die Münze wechseln, gab dem Kammerlaquay so viel, als er von ihm geborgt hatte, zählte das übrige nochmals durch, und bat ihn, die Wahrheit dieses Vorfalles zu bezeugen, damit man ihn nicht für einen Schurken halten möchte. Er kehrte hierauf in die Küche zurück, und sang vor Freuden, daß er seine Schuld bezahlt hatte. Man muß wissen, daß der Kammerlaquay ihm an dem nämlichen Tage gesagt hatte, daß, wenn er auf den Abend ins Weinhaus gienge, er ihn begleite

ten wolle. Wie er aufgehört hatte zu tanzen und zu singen, forderte er Taback, man reichte ihm eine Dose, worein man gebrannten und gemahlten Kaffee geschüttet hatte, welchen er für Taback schnupfte. Er fragte hierauf einen seiner Kameraden, ob er die Fenster des obern Zimmers zugemacht habe; er suchte ein Licht, wurde aber durch den Hals einer Flasche, die ihm in die Hand kam, und die er für einen Leuchter hielt, betrogen. Mit dieser Flasche gieng er die Treppe hinauf, und kam, da er die Thüre des Zimmers verschlossen fand, wieder zu den Kammerlaquay zurück, um sich den Schlüssel geben zu lassen. Als er denselben bekommen hatte, gieng er fort, schloß die Thüre auf, setzte sein vermeintliches Licht auf die Erde, und sahe, ob die Fenster zugemacht wären; da er sie zugemacht fand, lobte er die Sorgfalt seines Kameraden. Unterdessen hatte man ein wirkliches Licht an die Stelle der Flasche gesetzt, er nahm dieses in die Höhe, gieng aus dem Zimmer, verschloß dasselbe, legte den Schlüssel an seinen Ort, und trug den Leuchter in die Küche.

An einem Feiertage zur Nacht fiel ihm ein, daß der Hofmeister der Kinder im Hause zu ihm gesagt habe, daß er ihm, wenn er diese Nacht mondsüchtig wäre, eine Suppe machen, sie ihm bringen, und ein Trinkgeld dafür erhalten sollte. Er stand daher des Nachts im Schlafe auf, und sagte ganz laut, daß er den Hofmeister anführen wolle. Er gieng in die Küche hinunter, um zu

essen, begab sich sodann in das Zimmer des Hofmeisters, und bat ihn, sein Wort zu halten. Der Hofmeister gab ihm etliche Groschen; Negretti nahm sodann den Kammerdiener beim Arme, führte ihn in den Gasthof, erzählte ihm beim Trinken, wie er den Hofmeister auf eine feine Art angeführt, und Geld von ihm herausgelockt habe. Er lachte von ganzem Herzen darüber, trank einigemal des Hofmeisters Gesundheit, und kehrte vergnügt nach dem Schlosse zurück.

Einstmals, als sich Negretti in diesem Zustande befand, schlug ihn jemand mit dem Stocke auf die Beine. Negretti, welcher glaubte, daß ihm ein Hund an die Beine liefe, fing an zu schmälen; da man aber mit dem Stocke fortfuhr, suchte er eine Karbatsche, und hieb auf den vermeinten Hund los, um ihn fort zu jagen. Endlich wurde er es überdrüssig, und fing an, auf den Hund gewaltig zu fluchen, da er ihn mit Schlägen nicht los werden konnte. Er zog endlich ein Stück Brod aus der Tasche, lockte damit den Hund, und hielt die Karbatsche hinter den Rücken verborgen. Man warf ihm einen Muff entgegen, den er für den Hund annahm, und seine Wuth an ihn ausließ.

Herr Pigatti beobachtete diesen Negretti sehr oft und sah, daß er alle Nächte etwas anderes vornahm. Er war überzeugt, daß derselbe, so lange er sich in diesem Zustande befand, den Gebrauch des Gesichtes, des Gehörs, des Geruchs und Geschmacks nicht hatte. Schon oben

ist erwähnt worden, daß man ihm verschiedene Gerichte vorsetzen konnte, ohne daß er etwas von der Veränderung des Geschmacks gewahr wurde. Er hörte das stärkste Geräusch und den größten Lärmen nicht; er wurde es nicht gewahr, als man ihm ein Licht so nahe vor die Augen hielt, daß die Augenbraunen davon versengt wurden; er fühlte es nicht, als man ihm mit einer Feder in der Nase kitzelte; mit einem Worte, nichts machte einen Eindruck auf ihn. Sein Gefühl war zwar bisweilen sehr fein: aber öfters fühlte er auch wieder gar nichts.

14.

Drei merkwürdige Geschichten
von Hunden.

Die Hunde haben zwar in dieser Sammlung schon oft eine mehr oder weniger wichtige Rolle gespielt: aber dennoch wage ich es, den Lesern drei Geschichten von Hunden auf einmal vorzulegen, in der Überzeugung, wenn mich mein Gefühl nicht täuscht, daß sie rührend genug sind, und, im Fall mir die Erzählung nicht gänzlich mißlingt, den Lesern keine lange Weile machen werden. Die erste hat mir der Besitzer eines anges

sehenen Hauses in der Oberlausitz, und ein sehr glaubwürdiger Mann, selbst erzählt; die zweite habe ich mit eigenen Augen mit angesehen, und von der dritten erinnere ich mich nicht mehr genau, ob ich sie von einem glaubwürdigen Mann erzählt, gelesen, oder nur als zuverlässig habe erzählen hören, und kann sie also nicht verbürgen.

a.

Eine Hündin trägt ihre fünf neugeborenen
Jungen ihrem Herrn über zwanzig
Meilen nach.

Der vorgenannte Kaufmann, Namens N... aus L..., pflegte sich noch vor einigen Jahren in die Bereisung der Leipziger Messen mit einem seiner Kompagnons zu theilen, und eine kleine Spitzhündin nicht mit zu nehmen, sondern nur nicht zurück zu jagen, wenn sie wacker hinter seinem Reisewagen herlief.

Er reiste in Begleitung seines Weibes fort, als die Hündin eben trüchtig war, und erstaunte nicht wenig, als er auf der ersten Poststation seine treue Begleiterin, die er bei der Abreise nicht bemerkt hatte, ihm freundlich schmeichelnd entgegen springen sah.

Gerührt von diesem Beweise ihrer Treue unter diesen bedrängten Umständen, nahm er sie in den Wagen, und brachte sie, ohne weitere Vorfälle, mit nach Leipzig, wo sie, wie gewöhnlich, in seiner Abwesenheit sein Zimmer hütete.

Den Tag vor seiner Abreise warf sie fünf Junge. Der Kaufmann empfahl sie nebst ihren Jungen seinem Wirthe zur treuesten Wartung und Pflege bis zur nächsten Messe, wo entweder er selbst oder sein Kompagnon wieder kommen würde, versicherte die Erstattung der Fütterungs- und Verpflegungskosten, und reiste ab.

Kaum war er einige Tage zu Hause, so hörte er früh morgens vor der Thüre seiner Schlafkammer die wohlbekannte Stimme seiner Messbegleiterin. Er springt rasch aus dem Bette, öffnet die Thüre, seine Hündin legt ihm ein junges Hündchen zu Füßen, und springt unter dem lautesten Freudegebell tausendmal an ihm in die Höhe. Als die Kammerthür wieder aufgeht, springt sie, freundlich mit dem Schwanze wedelnd, eilig davon, und kommt nach Verlauf einer guten Viertelstunde mit einem jungen Hündchen im Maule zurück.

Sie eilt bei nächster Gelegenheit wieder fort. Der Herr schickt ihr einen seiner Leute nach, und dieser findet, daß die besagte Mutter ihre Jungen weit von der Straße an einem sichern Orte versteckt hatte, den noch hier Befindlichen zu trinken giebt, und wieder eins derselben behutsam mit dem Maule anpackt und fort trägt. Der

nachgeschickte Mensch aber nahm ihr nicht nur dieses junge Hündchen ab, sondern trug auch die beiden übrigen nach Hause.

Als der Kaufmann oder sein Kompagnon nach Leipzig kam, erzählte ihm sein Wirth sogleich, daß am sechsten Morgen nach der Abreise des Herrn das Lager der Hündin mit ihren Jungen leer gefunden worden wäre. Sie hatte sich also unbemerkt fortgeschlichen, und eins ihrer Jungen nach dem andern fortgeschleppt.

Auf diese Weise mußte sie den Weg, der über zwanzig Meilen betrug, nicht weniger, als zehnmal machen, und also in einer Zeit von höchstens acht Tagen weit über zweihundert Meilen zurück legen. Bei Wurzeln mußte sie zehnmal durch die Mulde schwimmen. Die Abwege, welche sie von der Straße machen mußte, um ihre Jungen jedesmal sicher zu verbergen, sind nicht minder von Bedeutung, und müssen mit in Anschlag gebracht werden; und nicht zu vergessen, wo nahm diese besorgte Mutter auf dieser langen und beschwerlichen Reise das zur Wiederherstellung ihrer eigenen Kräfte, und zur Ernährung ihrer Jungen so nöthige Futter her? Sie mußte es mühsam auffuchen, mußte es stehlen, und wie viele Zeit gieng darüber verloren, wie manchen vergeblichen Weg mußte sie deshalb machen! Und aus welcher Ursache unternahm sie alle diese Mühseligkeiten? Bloß um wieder bei ihrem Herrn zu seyn.

Ich unterdrücke hierbei gewaltsam meine Empfindungen, um vielleicht manchem, der für Gegenstände des Empfindens keinen Sinn hat, nicht lächerlich zu werden.

b.

**Ein großer Hund ist eines kleinen Kranken
Bettmeister oder auch wohl Todtengräber.**

Im Herbste des vergangenen Jahres ging ich eines Tages um die Thore von Leipzig, und bemerkte, als ich in die Gegend des Schloßthores kam, einen kleinen Hund von elendem Ansehen, der auf der Erde zusammen gekauert da lag, und sein Ende zu erwarten schien. Ein großer Hund stand neben ihm, und beröch ihn unter mancherlei ängstlichen Gebehrden auf allen Seiten. Ich ging weiter, kam ohngefähr nach einer guten halben Stunde auf denselben Platz, und fand den oben erwähnten großen Hund noch bei dem Kranken, mit Ausgrabung einer Höhle im weichen Erdreiche, einen oder zwei Schritte von dem Kranken Hunde, beschäftigt.

Begierig zu wissen, was der große Hund nun thun würde, verweilte ich einige Minuten, und sah, daß dieser auf alle Weise bemüht war,

jenen in das gefertigte Loch zu schaffen, und als er darin war, ihn so viel als möglich an den Seiten zu verscharren.

Ob der franke Hund hier liegen blieb oder nicht, weiß ich nicht.

c.

Ein Hund wird zum Märtyrer der Treue gegen seinen Herrn.

Als ein Kaufmann die Reise von der Leipziger Messe in seine Heimath zurück macht, überfällt ihn auf der Straße ein dringendes Bedürfnis. Er steigt von dem Pferde, schnallt die sogenannte Geldkage, die er um den Leib trägt, ab, und legt sie neben sich auf die Erde. Er setzt sich wieder zu Pferde, und will weiter.

Kaum aber thut das Pferd den ersten Schritt, so widersezt sich der Hund durch heftiges Bellen dem Fortgange desselben. Der Reiter sucht den Hund zu besänftigen, aber vergebens. Je mehr er das Pferd anspornt, desto mehr springt der Hund an demselben in die Höhe, und beißt es, wo er ihm nur beikommen kann.

Dem Herrn wird bange, sein Hund möchte toll geworden seyn, ob er gleich bis jetzt nicht

das Mindeste der Art an ihm merkte, ziehet, so weh ihm auch das gute Thier thut, um größeres Unglück zu verhüten, ein Pistol, und streckt den Hund zu Boden. Betrübt über diesen Verlust, reitet er bis in das nächste Wirthshaus, das nicht weit davon lag. Als er einige Zeit hier ist, höret er vor der Stubenthüre ein klägliches Winseln; man öffnet die Thüre, und der geschossene Hund schleppt sich, schwimmend in seinem Blute bis zu seinem Herrn, legt die auf der Straße liegen gelassene Geldkase zu seinen Füßen hin, und sinkt todt darnieder.

Professor Grohmann.

15.

Gemälde von der Perlenfischerei
auf Ceylon.

Was Meinungen, Sitten, Religion und Lebensart getrennt haben, das vereinigt der Eigennutz, vor dem selbst die Intoleranz verstummt, und die Herrsch- und Ehrsucht zum Schweigen gebracht wird. Westwärts von der Insel Ceylon liegen die berühmten Austerbänke, die die ostindischen Perlen liefern, zu deren Fang man sich in der Bay von Condatchy versammelt, welche

beinahe einen halben Mond bildet. Condatchy ist ein öder unfruchtbarer Bezirk, auf dem bloß einige wenige verbutterte Bäume und Gebüsch zerstreuet stehen, und der nicht einmal gutes Trinkwasser liefert, welches man aus einem vier englische Meilen entfernt liegenden Dorfe holen muß. Außer der Fangzeit ist Condatchy leer und öde; allein wenn die Perlen gefischt werden, dann bietet es ein eben so neues als erstaunenswürdiges Schauspiel dar. Mehrere tausend Menschen von verschiedenen Farben, Ländern, Kasten und Gewerben laufen da in einem geschäftigen Gewimmel beständig hin und her, da hat man eine Menge von Zelten und Hütten errichtet, mit einem Bazar oder Laden vor jedem derselben; da erblickt man eine Menge Fahrzeuge, die Nachmittags von den Perlenbänken zurückkommen, und wovon Einige reich beladen sind; da warten die Bootseigenthümer ängstlich auf die Zurückkunft der Fahrzeuge, und wenn diese sich der Küste nähern, so laufen sie eifertig und begierig dahin, und hoffen eine reiche Ladung zu finden; da eilt eine große Menge Juwelierer, Mäkler, Kaufleute und anderer Menschen herbei, die auf irgend eine Art mit den Perlen etwas zu thun haben. Einige sondern sie ab, und lesen sie aus, andere wiegen sie ab, untersuchen ihren Werth und ihre Anzahl; einige rufen sie zum Verkaufe aus, andere drillen und durchbohren sie zum künftigen Gebrauche.

Die Perlenbänke werden jährlich von der Regierung verpachtet; die Fangzeit fängt mit dem Februar an und endigt sich gegen Anfang Aprils, und der Zeitraum des Fangens beträgt 6 Wochen, höchstens zwei Monate. Die Perlenbänke erstrecken sich verschiedene Meilen längs der Küste von Mangar hin, und die vornehmste Bank ist Cans datchy gegenüber, und liegt etwa 20 englische Meilen weit in der See. Jedes Jahr wird eine andere Bank gefischt, und man läßt die übrigen reif werden; die Auster sollen ihre Reife inners halb sieben Jahren erlangen.

Die Taucher, die man zu diesem Fange braucht, sind von verschiedenen Nationen und aus verschiedenen Ländern. Viele kommen von den Küsten Coromandel und Malabar. Während der Fangzeit laufen regelmäßig alle Boote zu gleicher Zeit aus und kehren auch zusammen zurück. Das Auslaufen geschieht ungefähr gegen elf Uhr Nachts, wo die ganze Flotte mit dem Landwinde in die See sicht. Bleibt der Wind gut, so langt sie noch vor Tagesanbruch bei der Bank an, und mit Sonnenaufgang fängt der Fang an. Hierin fahren sie so lange ämsig fort, bis sie der Seewind, der sich ungefähr um Mittag erhebt, an die Rückkehr erinnert. Sobald sich die Fahrzeuge im Angesichte der Küsten zeigen, stecken sie die Flaggen auf und gehen Nachmittags vor Anker. Sobald sie ans Ufer kommen, ladet man sogleich ihre Ladung aus, welches vor Einbruch der Nacht geschehen seyn muß. Diese Ladung be-

läuft sich auf etwan 30,000 Aустern, wenn die Taucher fleißig und glücklich gewesen sind.

Jedes Boot führt nach Percival zwanzig, nach Le Beck aber ein und zwanzig Mann und einen Oberbootsmann bei sich, der den Steuerermann macht. Zehn Mann rudern und stehen den Tauchern beim Heraussteigen bei. Die übrigen zehn sind Taucher, wovon sich jedesmal fünf zusammen hinablassen; kommen die ersten fünf herauf, so steigen die andern fünf hinab, und auf diese Art wechseln sie beständig ab. In jedes Boot thut man fünf Steine, welche die Taucher um den Leib binden, um desto schneller hinabfahren zu können. Kein Boot darf mehr als fünf Steine haben.

Diese Taucher, die, von der frühesten Jugend an, ans Tauchen gewöhnt werden, sind äußerst abergläubisch und haben öfters einige Beschwörer, die man Haifischfessler nennt, bei sich in den Booten. Sie thun alles, was diese ihnen befehlen. Besonders fürchten sie sich vor den Haifischen, die in diesen Meeren sehr gewöhnlich sind. Ehe sie daher untertauchen, fragen sie den Beschwörer allemal um Rath und ihr Zutrauen zu dessen Antworten ist unerschütterlich, ob gleich der Ausgang nicht selten ganz anders ausfällt, als er vorher gesagt hat. Allein die List und Geschicklichkeit dieser Leute ist sehr groß, und sie wissen sich allemal aus der Schlinge zu ziehen. Als die Engländer die Insel Ceylon schon im Besitze hatten, büßte eines Jahres ein Taucher ein

Bein ein; man setzte deshalb den Oberbeschwörer zur Rede, allein er erwiederte ganz ernsthaft: daß eine alte Hexe, die einen Groll gegen ihn hege, von der Küste Malabar herüber gekommen sey, und eine Gegenbeschwörung bewirkt habe, die daher diesmal seine Zauberworte unwirksam gemacht hätte; dies habe er zu spät erfahren, um noch dem Unfalle, der sich ereignet, vorbeugen zu können; allein nunmehr wolle er seine Überlegenheit über seine Gegnerin zeigen, und alle Haifische so stark bezaubern, daß sie während dieser ganzen Fangzeit niemand etwas weiter zu Leide thun sollten. Zufälliger Weise ereignete sich auch kein Unglück weiter, und die Taucher glaubten steif und fest, daß dies von der Beschwörung des Zauberers herrühre.

Ehe sich die Taucher in die Tiefe des Meeres hinablassen, befestigt man mittelst zweier Seile einen Taucherstein und ein Netz am Boot. Der Taucher setzt nunmehr die Zehen seines rechten Fußes in das Haarseil des Tauchersteines, mit den linken Fußzehen tritt er ins Netz, faßt mit der einen Hand die beiden Seile, hält sich mit der andern die Nasenlöcher zu und fährt so ins Wasser hinab. Sobald er unten auf dem Boden angelangt ist, hängt er das Netz um den Hals und sammelt mit aller Gewandtheit und Schnelligkeit so viele Auster, als er während der Zeit, da er es unter dem Wasser aushalten kann, zusammen zu bringen im Stande ist. Alsdann

giebt er ein Zeichen, indem er die Seile bewegt, und sogleich zieht man ihn herauf. Ob er es gleich gewöhnlich nur zwei Minuten unter dem Wasser aushält, so fließt ihm doch eine Menge Wasser, ja selbst häufig Blut aus dem Munde, der Nase und den Ohren. Dies hindert jedoch diese Leute nicht, von neuem hinabzusteigen, wenn die Reihe an sie kommt. Sie lassen sich oft an einem Tage vierzig bis fünfzig mal hinab, und bringen jedesmal ungefähr hundert Austern mit heraus. Einige reiben ihren Körper mit Del ein, und verstopfen sich wegen des Wassers die Ohren und Nasenlöcher; andere hingegen brauchen gar keine Vorsichtsmaßregel. Obgleich die gewöhnliche Zeit, die ein Taucher unterm Wasser zubringen kann, nicht viel über zwei Minuten beträgt, so hat man doch Beispiele, daß es manche vier, fünf, ja sogar sechs Minuten unten ausgehalten haben. Die Bezahlung, welche die Taucher erhalten, besteht entweder in Geld oder in Austern, welche letztern die gewöhnliche Art des Lohnes sind.

Die Auster, die man aus den Booten ausgeladen hat, schafft man sogleich weg, und vergräbt sie in Löcher oder Gruben, wo man sie auf Matten legt, damit sie nicht die bloße Erde berühren; in diesen Gruben bleiben sie so lange, bis sie sterben und in Fäulniß übergegangen sind. Hierauf öffnet man sie, nimmt die Perle heraus und richtet diese gehörig zu. Der Gestank, den die Fäulniß der Auster verursacht, ist uner-

träglich, und dauert lange nach der Beendigung des Perlenfanges noch fort. Er verpestet mehrere Meilen weit um Condatchy her die Luft und macht die Nachbarschaft außerordentlich unangenehm. Gleichwohl schreckt dieser Geruch die Gewinnjucht nicht zurück: denn mehrere Monate nach der Fangzeit sieht man noch eine Menge Leute auf dem Sande und an den Stellen, wo die Auster in Häulniß übergegangen sind, begierig herumsuchen und wühlen. Dann und wann ist auch Einer so glücklich, daß er eine Perle findet, die ihm seine Mühe reichlich belohnt.

Die Bay von Codatchy aber bietet noch vielerlei Gegenstände dar, welche die Aufmerksamkeit eines Fremden während der Perlenfischerei auf sich ziehen. Der merkwürdige Anblick der indischen Sitten und Gebräuche, die man hier in ihrer ganzen Mannichfaltigkeit zu sehen bekommt, ist vielleicht das auffallendste Schauspiel. Jede Kaste hat ihre besondern Charakterzüge; die Künste, die einige treiben, die Ceremonien, die andere verrichten und der Anblick des Ganzen gewährt der Neugierde eines Europäers die reichlichste Nahrung. An dem einen Orte bekommt man allerhand Gaukler und Herumstreicher zu sehen, die ihre Künste mit einem Grade von Gewandtheit und Geschicklichkeit ausführen, die für den Bewohner eines kalten Himmelsstriches etwas Übernatürliches zu seyn scheint; an dem andern bemerkt man Fakirs, Brahminen, Priester und Andächtige von allen Sekten, die, entz

weder um ein Almosen zu erhalten, oder ein Gesülde zu erfüllen, die peinlichsten Martern mit einem Grade von Standhaftigkeit aushalten, den man kaum für möglich halten sollte. Wir wollen daher hier einige Merkwürdigkeiten anführen, die Percival auf diesem Schauplatze menschlicher Industrie beobachtet hat.

Die schmerzhaftesten Busübungen, welche sich die Indier auflegen, sind diejenigen, welche sie sich anthun, wenn sie wieder in ihre Kaste aufgenommen seyn wollen, aus der sie ausgestoßen worden sind, weil sie etwas gegessen haben, was nach den Gesetzen ihrer Sekte verboten ist, oder weil sie mit Leuten einer andern Kaste einen solchen Umgang gehabt haben, den man für sie als für verunreinigend ansieht. In diesem Zustande werden sie von allen Mitgliedern ihrer eignen Kaste verabscheuet, von allem Umgange mit ihnen ausgeschlossen, und sie dürfen dieselben nicht anrühren. Von einer solchen schrecklichen Verunreinigung können sie sich bloß dadurch befreien, daß sie entweder eine große Summe Geldes bezahlen oder sich die unglaublichsten Busübungen auflegen. Von denen, die Percival zu bemerken Gelegenheit gehabt hat, wollen wir einige der merkwürdigsten anführen. Der eine gelobt, seinen Arm eine gewisse Anzahl von Jahren über seinem Haupte emporgestreckt zu halten, ohne ihn nur ein einziges mal herunter zu ziehen; und hiermit fährt er wirklich so lange fort, bis der Arm nicht mehr im Stande ist, nachmals

seine natürliche Lage jemals wieder einzunehmen. Ein anderer will seine Hand so lange verschlossen halten, bis die Nägel an seinen Fingern gänzlich ins Fleisch hineingewachsen sind, und auf der Rückseite seiner Hand wieder zum Vorschein kommen. Viele kämmen sich niemals die Haare, noch lassen sie sich den Bart scheeren. In diesem Zustande wird ihr Kopfhaar, das von einer braunen oder verbrannten Farbe ist, ganz verfilzt, und sieht den Hadern oder Lappen nicht unähnlich, die wir in Europa zum Abwischen brauchen; oder es hängt in langen verwirren Streifen herab und ist demjenigen ähnlich, das eine Art französischer Schooshündchen hat. Einige geloben sich niemals niederzulegen; zugleich tragen sie ein großes eisernes Instrument um den Hals, das einer eisernen Beißzange ohne Handhabe nicht unähnlich sieht.

Allein eine der außerordentlichsten von diesen Ceremonien, von der Percival Augenzeuge war, ist das Schwingen für ihre Kaste, wie sie es nennen. Man schlägt einen sehr großen und starken Pfahl oder Cocusbaum fest in die Erde; oben auf seine Spitze legt man einen andern Balken, und zwar so, daß er sich wie in Zapfen dreht, und befestigt ihn an dem in die Höhe stehenden Pfahle mit Seilen, die man durch beide hindurchzieht, so wie man es mit der Segelstange am Mastbaume eines Schiffes macht. An das Ende des Querbalkens befestigt man Stricke und Globen, um den Büßenden hinauf zu winden.

Hierauf bringt man ihn in Begleitung einer Menge Volks heraus, das vor ihm hertanzt; die Braminen und seine Anverwandten führen ihn dreimal mit lautem Freudengeschrei und mit Musik um den Schwingpfahl herum. Unterdessen opfert man ein Schaaf, und das Blut wird auf die herumstehende Menge gesprengt, die begierig wünscht, daß dasselbe sie treffen möge. Besonders sind unfruchtbare Weiber ängstlich bemüht, die Tropfen aufzufangen, weil sie dadurch fruchtbar zu werden hoffen. Um nun die Wirksamkeit dieses Zaubermittels desto unfehlbarer zu machen, suchen sie sich während der Ceremonie auf den höchsten Gipfel des religiösen Wahnsinns hinauszuarbeiten; sie zerrauen sich die Haare, und machen das schrecklichste Geschrei dabei. Nachdem das Opfer vollbracht ist, legt man den Büßenden mit dem flachen Bauche auf die Erde und sticht ihm zwei sehr große Hacken, die man kurz vorher an den am Ende des Querbalkens angemachten Seilen befestigt hat, auf den Rücken tief ins Fleisch hinein. Andere Stricke zieht man ihm über die Brust und um die Schenkel, damit er das Gleichgewicht nicht verliert; alsdann windet man ihn an den Seilen und Globen auf den Querbalken hinauf, unter welchem er unmittelbar hängen bleibt; in dieser Stellung zieht man ihn zwei- bis dreimal rund um den Pfahl herum. Während dieser quaalvollen Ceremonie sagt er eine gewisse Anzahl Gebete her, und wirft un-
aufhörlich Blumen, die er deshalb mit hinauf-

genommen hat, unter die Menge herab. Diese Blumen betrachtet man als geheiligte Reliquien, die alle Krankheiten verscheuchen und lauter Glück bringen sollen. Der umstehende Haufe greift so begierig darnach, wie es der europäische Pöbel mit dem Gelde macht, daß man unter denselben austreut.

Diese Feierlichkeit ist keines Weges selten, und Percival hatte während seines dreijährigen Aufenthalts auf Ceylon mehr als einmal Gelegenheit, ihr beizuwohnen. Die letztere, die er sah, fiel im Jahre 1799 zu Colombo vor, wo der Querbalken brach, der Mann herunter fiel und auf der Stelle todt blieb. Ein Mohr von der Moply-Kaste hatte gegen den großen Haufen, der hauptsächlich aus Malabaren bestand, welche mit dem Büssenden zu einer und derselben Sekte gehörten, im voraus geäußert, daß das Holz zu schwach sey, als daß es den Mann tragen könne, und daß es gewiß brechen würde. Da dies wirklich eintraf, so versicherten die Malabaren, der Mohr habe es durch seine Vorhersagung behert; um sich nun deshalb an ihm zu rächen, fielen sie mit solcher Wuth über ihn her, daß er sicher das Leben eingebüßt haben würde, wenn Percival sich nicht nebst einigen wenigen andern europäischen Offizieren und Seapoyen, die die Neugierde herbeigelockt hatte, darein gemischt, und ihn aus ihren Händen befreit hätte.

Sowohl die Priester, die sich dieser und anderer Feierlichkeiten wegen zu Condatchy aufhalten, als auch viele andere Arten religiöser Bettler sind daselbst sehr lästig: denn sie sind nicht allein außerordentlich faul und träge, sondern auch zugleich sehr unverschämt und zudringlich. Sie sind aber nicht die einzigen Plagen, welche die bei der Perlenfischerei versammelten Leute auszustehen haben. Es giebt außerdem auch noch einen Schwarm von Gauklern, Schlangenfängern, allerhand tanzenden Knaben und Mädchen, so wie auch viele, die keine andere Beschäftigung treiben, als bloß darauf zu sinnern, wie sie sich durch Rauben und Erhehlen ihren Unterhalt erwerben wollen: in diesen Künsten sind sie außerordentlich geübt. Doch sind sie bei ihnen verzeihlicher, da es scheint, als hätten die Indier einen angeborenen Hang dazu. Wenn sie etwas mit einem Europäer zu thun haben, so brauchen sie bei jeder Gelegenheit, die sich ihnen darbietet, alle ihre Geschicklichkeit, um ihn zu überlisten. Jedoch bestehlen sie ihn bloß heimlich, und er hat nur auf diese Art etwas von ihnen zu besorgen, denn schwerlich wagen sie ihn jemals mit offenbarer Gewalt zu berauben, oder ihm sein Vermögen abzunehmen.

Die Ehrfurcht, welche die Thaten der Europäer den einabornen Indiern eingeblöht haben, ist in der That so groß, daß man kaum ein Beispiel weiß, daß sich ein Schwarzer mit einem Weißen, Mann gegen Mann, entweder in ein

Duell oder in einen andern Kampf eingelassen hätte.

Es giebt keinen Schauplatz, wo die eingebornen Indier eine schönere Gelegenheit hätten, ihre Geschicklichkeit zu ihrem Vortheile zu benutzen, als die Bay von Condatchy zur Zeit des Perlenfanges. Daher eilen auch Landstreicher aus allen Theilen Indiens herbei, und man kann durch alle mögliche Vorsicht ihren Diebereien keinen Einhalt thun. Ihre Geschicklichkeit, die Perlen aus den Klustern herauszustehlen, und bei Seite zu schaffen, geht besonders sehr weit, und man ist noch nicht im Stande gewesen, diesem Unwesen zu steuern. Unter diesem allgemeinen Tadel der Eingebornen Indiens, sind aber nicht die Eingebornen Cingalesen, d. h. die Einwohner von Ceylon begriffen, denn, obgleich die Perlenfischerei an ihrer Insel statt findet, so nehmen doch nur wenige in Vergleichung mit der großen Menge, die aus andern Theilen Indiens herbeiströmt, daran Antheil. Auch sind sie weder so diebisch noch so mit den Händen geübt, als es die Indier vom festen Lande sind, die diese Geschicklichkeiten geerbt zu haben scheinen, und die sehr stolz darauf sind; denn es giebt ein Sprichwort unter ihnen, welches folgendermaßen lautet: „der größte Dieb ist der größte Mann.“ Percival versichert, daß er von diesem unter ihnen herrschenden Hange aus eigener Erfahrung spreche, indem er und seine Mitkameraden öfters die Opfer davon gewesen seyn.

Es wird in der That wenige Personen geben, die Indien besuchen, die nicht bald Gelegenheit haben sollten, diese Neigung zum Stehlen aus eigener Erfahrung kennen zu lernen.

Zu Condatchy haben sie ihre Diebereien in ein System gebracht, und bei aller Vorsicht ist man nicht ganz dagegen gesichert. Die Bootseigenthümer und die Kaufleute, die mit Austern handeln, müssen Leuthe mieten, die die Perlen aus denselben heraussuchen. Um das Unterschlagen zu verhindern, stellt man vertraute Personen, die sie beständig beobachten und bewachen müssen. Percival führt folgendes Beispiel von List an, die die Indier anwandten, um die Scharfsichtigkeit ihrer Aufseher zu hintergehen: Ein Bootseigenthümer hatte einen Haufen solcher Leute zum Öffnen der Austern gemiethet; diese entwarfen einen regelmäßigen Plan, wie sie die kostbarsten Perlen entwenden wollten. Der eine sollte den Dieb machen, und eine kostbare Perle stehlen, während der andere auf ein kurz vorher gegebenes Signal thun sollte, als wenn er eine Perle von geringem Werthe entwenden wolle; er sollte sich der Gefahr aussetzen, dafür bestraft zu werden, um die Aufmerksamkeit des Aufsehers auf sich zu ziehen, und auf diese Art dem wirklichen Diebe Gelegenheit zu verschaffen, seine Beute bei Seite zu bringen. Nachdem sie diesen Plan entworfen hatten, fuhren sie sehr ruhig in ihrer Arbeit fort, bis einer eine kostbare Perle fand, und sogleich dem Diebe, der die angenommene

Rolle spielen sollte, das Zeichen gab. Der letztere fieng daher verabrederermaassen an, einige Perlen bei Seite zu schaffen; dies that er aber auf eine Art, daß es die Aufseher gewahr werden konnten, die ihn sogleich ergriffen, die Perlen bei ihm fanden und ihm zu strafen begannen. Dies verursachte einen großen Aufruhr: denn der Kerl machte so viel Lärm als möglich, und setzte sich sogar zur Wehre; unterdessen hatte der wirkliche Dieb die Gelegenheit benützt, die kostbare Perle bei Seite zu schaffen und in Sicherheit zu bringen. Diese Schurkerei wurde nachmals bei Gelegenheit eines Zankes entdeckt, der unter ihnen wegen der Theilung der Beute entstanden war. Man war unter einander übereingekommen, daß die Perle verkauft, und das daraus gelöste Geld nach Verhältniß der Rollen, die jeder beim Diebstahle gespielt hatte, vertheilt werden sollte, allein der Scheindieb, der die Strafe erlitten hatte, und wegen seines Diebstahls aus dem Dienste gestossen worden war, glaubte auf einen größern Antheil am Gewinne, als ihm die andern geben wollten, Anspruch machen zu dürfen, und da man seinen Forderungen kein Gehör geben wollte, so entdeckte er dem Bootseigenthümer die ganze Sache. Man wandte sich daher sogleich an den befehlshabenden Offizier, der die ganze Rotte streng bestrafen ließ. Endlich entdeckte man auch die Perle, und stellte sie ihrem Eigenthümer wieder zurück.

Ein Beweis von dem hohen Alterthume
unserer Erde.

Wenn man in dem ehemaligen Herzogthume Modena zwanzig bis dreißig Fuß tief beim Brunnengraben in den Erdboden hineinkommt, so findet man sehr häufig allerlei Rudera und Grundmauern von Gebäuden, so wie auch allerlei Geräthschaften, die sowohl zum Bau der Häuser, als zu andern Bequemlichkeiten der Menschen gebraucht werden. Einige Schriftsteller, die uns diese Nachrichten von der Beschaffenheit des Herzogthums Modena mitgetheilt, und darüber Betrachtungen angestellt haben, sind der Meinung, daß man diese Spuren der bewohnten Oberfläche noch zu unserer jetzigen Zeitrechnung und Bevölkerung der Erde rechnen müsse. Sie sagen, es fänden sich in alten Geschichtschreibern einige Nachrichten, daß die Gebirge um das Herzogthum Modena herum in alten Zeiten, und ohngefähr zu der Zeit, da Rom noch Könige gehabt, einige feuerspeiende Berge gehabt hätten. Es könnte wohl seyn, daß dadurch diese Gegend verwüstet, und mit der Asche und der Lava von diesen feuerspeienden Bergen fünfzehn bis zwanzig Fuß hoch bedeckt worden sey. Allein, da nicht die geringste Nachricht vorhanden ist, daß, wenn man

auch einiges FeuerSpeien dieser Gebirge zugeht, dadurch große Verwüstungen verursacht worden wären, so müßte sich doch bei der Eingrabung die Lava, oder die gewesenen Feuerströme vorfinden und entdecken lassen. Eine solche Lava ist von allen andern Steinarten deutlich zu unterscheiden, sowohl durch ihre Farbe, als durch ihre glasartige oder schlackenartige Beschaffenheit; allein man findet nicht die geringste Nachricht, daß sich in der funfzehn bis zwanzig Fuß tiefen Erde, womit diese Ruinen von Gebäuden bedeckt sind, etwas von einer solchen Lava gefunden hätte. Auch ist in der Geschichte nichts bekannt, daß sich seit den Zeiten der römischen Könige in dieser Gegend eine Überschwemmung ereignet hätte; von dem bloßen Staube aber, oder von der Verfaulung der Pflanzengewächse, kann in einer Zeit von zweitausend und etlichen hundert Jahre, kein Erdreich über diesen Ruinen entstanden seyn, welches funfzehn bis zwanzig Fuß tief ausmachen zumal wenn man erwägt, daß das Herzogthum Modena seit länger als zweitausend Jahren bewohnt gewesen, und immer in dem gegenwärtigen Zustande, was seine Bewohnung und Bevölkerung anbetrifft, geblieben ist.

Allein, wenn auch diese ersten Ruinen oder Kennzeichen einer bewohnten Oberfläche der Erde zu unserer jetzigen Zeitrechnung auf irgend eine Art gerechnet werden könnte, so ist doch solches in Ansehung der beiden folgenden Kennzeichen einer solchen bewohnten Fläche ganz unmöglich.

Wenn man nämlich bei dem Brunnengraben vierzig Fuß tiefer hineinkommt, so findet man allgemein wieder alle Kennzeichen einer vormals bewohnt gewesenen Oberfläche der Erde. Es zeigt sich da ein durch die Bearbeitung und Mistung schwarz gewordenes Erdreich von mehr als einem Fuß Tiefe. In diesem schwarzen fruchtbaren Erdreich erkennt man sehr deutlich die versteinerten Wurzeln von Gras und allen Arten von Pflanzengewächsen, so wie auch von niedern Holzungen und Gebüsch, die ehemals in dieser Oberfläche des Erdkörpers ihre Nahrung gefunden haben. Man hat hier allerlei Arten von Gebüsch und Pflanzengewächsen versteinert angetroffen. Ja, was noch mehr ist, man hat einen vollkommenen Feigenbaum mit vielen noch daran sitzenden Feigen versteinert gefunden, den man noch vor einiger Zeit in dem Naturaliencabinette des ehemaligen Herzogs von Modena aufbewahrt haben soll. Es ist offenbar, daß diese zweite Bewohnung der Erde nicht zu unserer Zeitrechnung gehören kann; denn was für einen unermesslichen Zeitraum müßte man voraussetzen, ehe diese zweite Bewohnung mit vierzig Fuß Erde bedeckt worden sey, um der dritten Bewohnung Platz zu machen, die noch jetzt funfzehn bis zwanzig Fuß tief unter der Oberfläche der Erde verborgen ist? Allein dieses ist noch nicht genug. Wenn man fünf und zwanzig bis dreißig Fuß tiefer in den Erdboden eingräbt, so finden sich wieder alle Spuren und Kennzeichen einer dritten bewohnten Oberfläche des Erdkör-

pers: nämlich ein schwarzes fruchtbares Erdreich, in welchem man die Wurzeln der Pflanzengewächse, die diese Oberfläche ehemals hervorgebracht hat, versteinert sieht. Man findet überdies auf und in dieser ehemaligen Oberfläche viele eiserne Geräthschaften, die zum Ackerbau und zur Wirthschaft dienen. Besonders aber verdient bemerkt zu werden, daß man eine versteinerte Korngarbe auf dieser dritten Bewohnung der Erde gefunden hat, die nicht allein noch zusammen gebunden gewesen ist, sondern an welcher auch sowohl noch alle Hälmer und Ähren, als die versteinerten Roggenkörner in den Ähren deutlich zu erkennen, und durch geschickte Bemühung von einander abzusondern gewesen sind.

Hieraus erhellt, daß vor unserer jetzigen Zeitrechnung Italien wenigstens zweimal bewohnt gewesen ist. Es wäre zu wünschen, daß man bei dieser Grabung der Brunnen zugleich auf die verschiedenen Erdlagen und Erdschichten eine genaue Aufmerksamkeit gerichtet und bemerkt hätte, wie sie in der Tiefe von hundert und zwanzig Fuß beschaffen gewesen wären. Man würde daraus haben beurtheilen können, wie viel Überschwemmungen zwischen einer jeden Bewohnung der Oberfläche erfolgt und welcher Zeitraum dazwischen verfloßen sey. In den Nachrichten von dieser unterirdischen Beschaffenheit des Herzogthums Modena ist zwar gesagt worden, daß man zwischen den Kennzeichen einer jeden Bewohnung allemal die deutlichsten Spuren von einem gewe-

senen Meeresgrunde bemerkt hat. Allein, es wäre zu wünschen, daß dieses viel eigentlicher von der Dicke und Stärke einer jeden dazwischen kommenden Erdlage angezeigt worden wäre.

Hundert und zwanzig Fuß unter der Oberfläche des Herzogthums Modena befindet sich noch eine See, allein es ist zweifelhaft, ob es als eine vierte ehemalige Oberfläche der Erde zu betrachten ist oder nicht.

17.

Die gehörnte Kröte.
(*Rana cornuta* Lin.)

Unter dem ganzen Amphibiengeschlechte findet man vielleicht kein Thier, das sonderbarer aussähe, als die gehörnte Kröte, die selbst noch einen abscheulichern und häßlichern Anblick als die Pipa oder die surinamische Kröte gewährt. Dies rührt nicht sowohl von ihrer Gestalt überhaupt als vielmehr von dem außerordentlichen Bau der oberen Augenlieder her, die in ihrer Form ein paar kurzen, scharfen und spitzigen Hörnern ähnlich sehen. Der Mund dieser Kröte ist so breit, als bei keinem andern Thiere; er ist halb so groß als der ganze Körper lang ist. —

Dies merkwürdige Geschöpf ist bloß in Südamerika zu Hause, und hat eine kurze und dicke Gestalt. Es zeichnet sich durch zwei tutenförmige Erhöhungen aus, die Hörnern ähneln, die aber nichts weiter als die Augenlieder sind. Die warzige Haut des Körpers sieht sowohl oben als unten graugelb aus, und ist mit Linien von einem dunklen graulichen Braun gestreift. Längs dem Rücken läuft ein breiter, weißer Streifen herab, der am Kopfe anfängt und nach und nach abnimmt, so daß er an den Hintertheilen schmal erscheint; er ist mit kleinen Flecken, wie mit Perlen, besetzt. Der ganze übrige Körper ist rauh und stachelig, bloß der Kopf, der weiß schattirt ist, und den Bauch ausgenommen, der von einem dunkelrothen Gelb ist. Die Beine sind mit einer Art von Bändern umgeben; die Zähne sind auf eine ähnliche Art bezeichnet. Sie haben etwas ähnliches mit den menschlichen Fingern; an den Vorderbeinen sind vier und an den Hinterbeinen fünf. Die Hinterbeine sind auch mit Schwimmhäutchen versehen. Der Kopf ist sehr groß und dick, und wenn das Thier den Mund aufthut, so erblickt man eine breite dicke Zunge, die etwas ähnliches mit einer Auster hat, und vorn an dem untern Kinnbacken fest, aber hinten locker, wie bei den Fröschen, hängt; auch ist sie mit Warzen bedeckt. An jeder Seite des Kopfes befindet sich über den Augen und dem weiten Munde ein schwarzer Flecken auf einem weißen Grunde.

Das Weibchen ist dem Männchen fast ganz ähnlich; es unterscheidet sich bloß dadurch, daß der Mund noch weiter, und die Stirne auf eine etwas verschiedene Art schattirt ist. Zwischen den Augen ist ein breiter Streifen, der gegen die Nase hin schmaler wird. Unter jedem Auge ist ein Fleck, der einem falschen Auge gleicht. Die Hinterfüße haben viel ähnliches mit den Händen, indem sie einen Daumen und vier Finger haben, und nicht wie beim Männchen, mit einer Schwimnhaut versehen sind.

Dies Thier ist selten; daher man es auch anfänglich für eine Erdichtung hielt, bis sich in neueren Zeiten sein Daseyn völlig bestätigt hat.

18.

Die canadische Beutelratte. (Mus bursarius.)

Dies Thier ist erst neuerlich entdeckt worden, und scheint in Ansehung der verhältnismäßigen Größe seiner Beutel die merkwürdigste unter allen Beutelratten zu seyn. Es ist in Canada zu Hause, und dasjenige, das man hier abgebildet findet, wurde daselbst im Jahr 1798 von eini-

gen Indianern gefangen, und nachmals der Gemahlin des Gouverneurs Prescott geschenkt.

Es ist ungefähr so groß wie eine braune oder norwegische Ratte und sieht blaßgraubraun aus, welche Farbe unten etwas heller wird. Seine Länge bis zum Schwanz beträgt etwa neun Zoll, und der Schwanz, der nur leicht mit Haaren bewachsen, ist ungefähr zwei Zoll lang. Die Beine sind kurz; die Vorderfüße stark, und vortrefflich zum Graben in die Erde gebauet, indem sie mit fünf Klauen versehen sind, von denen die drei mittlern sehr breit und lang sind. Die innere ist viel kleiner, und die äußere sehr klein nebst einer großen Erhöhung unter derselben. An den hintern Beinen sind die Klauen verhältnißmäßig klein, die beiden mittlern aber größer als die übrigen, und die innere ist kaum sichtbar. Die Zähne sind außerordentlich stark, besonders die untern, die viel länger als die obern sind. Die Ohren sind sehr klein.

Die Lebensart dieses Thieres ist bis jetzt noch unbekannt; es läßt sich aber vermuthen, daß es einen Vorrath von Lebensmitteln auf den Herbst und Winter zusammenträgt. Als man dem Gouverneur Prescott dies Thier brachte, waren seine Backentaschen mit einer Art von Erde angefüllt. Wahrscheinlich hatten es die Indianer, die es gefangen hatten, damit ausgestopft, um dieselben in ihrem größten Umfange zu zeigen.

Sonderbares Mittel den Hunger
zu stillen.

Mancher Mensch ist eine große Menge nichts weniger als nahrhafte Gegenstände, um nur seinen Magen auszufüllen, und nicht von den schmerzlichen Gefühlen des Hungers geplagt zu werden. Allein dies thun nicht bloß einzelne Menschen, die sich in der Jugend an eine große Gefräßigkeit gewöhnt haben, sondern auch ganze Nationen nehmen zu diesem Hülfsmittel ihre Zuflucht, sobald als Mangel an Nahrungsmitteln unter ihnen eintritt. Als Labillardiere auf Neuschottland mit seinen Begleitern ans Land trat, naheten sich ihnen mehrere Eingeborne. Man gab den meisten Stücke Zwieback, um welche sie die Seefahrer baten, indem sie die eine Hand nach ihnen ausstreckten und mit der andern auf ihren flachen leeren Bauch zeigten. Allein einer davon hatte den Bauch voll und als in Labillardieres Gegenwart ein Stück sehr weiches Steatit von grünlicher Farbe, das ungefähr so groß als zwei Fäuste war. In der Folge fand man noch mehrere, welche diese Erde in großer Menge zu sich nahmen, die bloß dazu dient, das Gefühl des Hungers abzustumpfen und den Magen zu füllen: denn der Steatit kann sie nicht nähren,

weil er keine nahrhafte Substanz enthält, er ist ihnen aber doch zur Ausfüllung des Magens dienlich, weil sie oft lange hungern müssen, indem sie auf einem unfruchtbaren Boden wohnen. Den Stearit haben sie ohne Zweifel deshalb gewählt, weil er leicht zerreiblich ist, und daher nicht lange im Magen und in den Eingeweiden bleibt. *Baugué* hat diese Erde chemisch untersucht und gefunden, daß sie nicht allein nichts nahrhaftes, sondern sogar schädliche Bestandtheile enthält.

Auch der Herr von *Humboldt* erzählt in einem Briefe an *Fourcroy* aus *Cumana* vom Jahre 1800, daß die *Stomagen* bis $1\frac{1}{2}$ Pfund von einer Art von Thonerde verzehren, wenn der *Dronico* so angeschwollen ist, daß sie keine Schildkröten fangen können. Sie brennen diese Erde, befeuchten sie alsdann und verzehren sie mit Appetit.

Stonehenge.

Stonehenge, das etwan sechs englische Meilen von der Stadt *Salisbury* entfernt ist, zeigt die Trümmer eines der wunderbarsten Denkmäler des Alterthumes, das die Seele des Zu-

Schauers noch jetzt mit einem hohen Grade von Erstaunen erfüllt. Man hat sich viele Mühe gegeben, Aufschluß über den Zweck dieser denkwürdigen Überreste zu erhalten, allein man hat noch zu keiner völligen Gewißheit darüber gelangen können. Jedoch sind jetzt viele der Meinung des Dr. Stuckeley, der behauptet, daß Stroehenge einer von den Haupttempeln der britischen Druiden gewesen sey.

Dieses Denkmal steht in der Nähe des Gipfels eines Hügel und besteht aus den Überresten zweier kreisförmigen und zweier ovalrunden Reihen rauher Steine, die einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt haben. Der äußere Zirkel hat hundert und acht Fuß im Durchmesser und bestand in seinem vollkommenen Zustande aus dreißig aufrecht stehenden Steinen, wovon noch siebenzehn stehen und sieben ganz oder in Stücken auf dem Boden liegen. Die aufrecht stehenden Steine sind achtzehn bis zwanzig Fuß hoch, sechs bis sieben Fuß breit und drei Fuß dick, und da sie drei und einen halben Fuß von einander entfernt stehen, so sind sie oben mit Kämpfern *) , welche Zapfen haben, die in die Fugen der aufrechtstehenden Steine passen, mit einander verbunden, damit sie ihre gehörige Stellung behalten. Von

*) Ist ein vorspringendes Steinwerk an dem Nebentempel, der den Bogen eines Gewölbes trägt.

Den Kämpfern sind noch sechs vorhanden, wovon jeder 7 Fuß lang und drei und einen halben Fuß dick ist. Die aufrechtstehenden Steine sind etwas wenig mit dem Meißel bearbeitet und laufen nach oben etwas spitzig zu; alle sind in einer Aushöhlung in einem kalkigten Erdreiche befestigt, und in dem Raume zwischen dem Steine und dem Rande der Höhlung sind kleine Kieselsteine eingerammelt.

Der inwendige Kreis, der niemals durch Kämpfer verbunden gewesen, ist etwas über acht Fuß von dem äußern entfernt; er bestand ursprünglich aus vierzig Steinen, die halb so groß als die aufrechtstehenden des äußern Kreises sind. Von diesen vierzig Steinen sind noch neunzehn übrig, von denen aber bloß noch elfe aufrecht stehen. Der Weg zwischen diesen Kreisen hat dreihundert Schritte im Umfange und von diesem Gange aus hat das Gebäude ein erhabenes und ehrwürdiges Ansehen. In einer Entfernung von neun Fuß vom innern Kreise befindet sich die äußere ovalrunde Reihe, die für den Haupttheil des Ganzen gehalten, und das Adytum genannt wird. Dieses besteht aus ungeheuern Steinen, wovon einige dreißig Fuß hoch sind, und zwar aus zwei aufrechtstehenden und einem Kämpfersteine, wie der äußere Zirkel, von welchem fünf übrig geblieben sind. Drei sind noch ganz, doch etwas verfallen, zwei aber sind zerstört. Die innere ovalrunde Reihe besteht aus zwanzig sechs Fuß hohen Steinen, und nahe an ihrem östlichen

Ende ist ein Stein von unbehauenen blauen Marmor, sechszehn Fuß lang und vier Fuß breit, der platt auf dem Boden liegt, und für einem Altar gehalten wird.

Das ganze Werk ist mit einem Graben, dreißig Fuß breit eingefast, und dieser ist hundert Fuß weit von dem äußeren Zirkel entfernt.

Das Gebäude hat drei Eingänge, und die Anzahl der Steine, aus denen das ganze Werk besteht, wird auf hundert und vierzig gerechnet.

21.

Das Mammut.

Dies Thiergeschlecht ist jetzt nicht mehr vorhanden, ob man schon Knochen davon am Ohio flusse in Nordamerika und anderwärts findet. Der Herr von Humboldt hat dergleichen Knochen auch in Südamerika bei Santa Fé im Riesenslager, in einer Höhe von 1378 Fuß entdeckt. Die großen Thierknochen, die man in Siberien und selbst in Teutschland gefunden hat, gehören dem Elephanten an, allein diejenigen, die man in Amerika ausgegraben hat, sind von einem ganz andern Thiergeschlechte, welches besonders die auffallende Gestalt seiner Backenzähne zeigt. Der

Dr. Hunter, der im Jahre 1767 nebst seinem Bruder Gelegenheit hatte, diesen Theil der Naturgeschichte zu untersuchen, hat bewiesen, daß die Fossilknochen und Zähne, die man von einem ungeheuern Thiere am Ohio findet, nicht allein größer als beim Elephanten, sondern daß auch die Zähne (Hauer) mehr gewunden oder spiralförmiger als die Elephantenzähne seyen, und daß sich die Schenkel- und Beckenknochen in mehreren Hinsichten von jenen des Elephanten unterscheiden. Allein diesen Unterschied zwischen dem Mammuth und dem Elephanten setzt vollends die Gestalt der Backenzähne außer allen Zweifel, welche zugleich deutlich beweisen, daß sie von einem fleischfressenden Thiere oder zum wenigsten von einem solchen herrühren, das sowohl animalische als vegetabilische Nahrung frisst.

Zwei Skelette von diesem Thiere wurden im Jahre 1801 im Staate von New York in der Nachbarschaft von Newburgh gefunden; das eine kam in das Museum der Naturgeschichte nach Philadelphia, das andere aber wurde nach England gebracht und in London gezeigt. Von beiden Thieren fand man alle Halsknochen, die meisten Wirbelbeine des Rückgrades, und einige Schwanzknochen; die meisten Rippen, die fast gänzlich zerbrochen waren; beide Schultern und beide Achselblätter nebst den Spindeln (Röhren) und Armen; einen Schenkel, die Röhre, ein Schien- und ein Wadenbein; einige große Stücke vom Kopfe, viele Theile von den Vor-

der- und Hinterbeinknochen, das Knochenbecken, das etwas zerbrochen war, und ein großes fünf Fuß langes Stück vom linken Zahne bis gegen die Mitte hin.

Das Land, wo man diese Knochen fand, gehörte einem Pächter, und da die Felder damals mit Getraide besäet waren, so verschob man das Nachsuchen nach den übrigen Knochen eine kurze Zeit, besserte unterdessen die zerbrochenen aus, und setzte das Ganze zusammen. Als man nachher das Nachsuchen wieder vornahm, stieß einer von den Arbeitern, der mit seinem Spaten etwas tiefer als gewöhnlich stach, auf etwas, das er für ein Stück Holz hielt, allein als man hineinschnitt, um zu sehen, von welcher Art es sey, entdeckte es sich, daß es ein Knochen und zwar der Schenkelknochen war: dieser war drei Fuß neun Zoll lang, und hatte da, wo er am dünnsten war, achtzehn Zoll im Umfange. Nach vieler Mühe und Arbeit und nach vielem Suchen in verschiedenen Moräften, fand man noch andere Knochen und Überreste, bis endlich das Fehlende größtentheils ergänzt war; aus diesen Knochen hat man die Skelette von den beiden ungeheuern Thieren zusammengesetzt. Man glaubt, daß das Mammut mit Wolle oder Haaren bewachsen gewesen sey.

Jetzt kann man alle Tage eines von diesen Mammut-Skeletten bei Herrn Peale in Pall Mall in London sehen.

Der Zitteraal. (*Gymnotus electricus* Lin.)

Es sind mehrere Arten von Fischen bekannt, welche elektrische Eigenschaften besitzen; z. B. der Bitterrochen (*raja torpedo*), der Zitterwels (*silurus electricus* Lin.) u. a. Der Zitteraal aber, der gleichsam eine lebendige Elektrifizirmaschine ist, zeichnet sich darunter am meisten aus. Berührt man ihn oder auch nur das Wasser, das ihn zunächst umgiebt, so spürt man eine heftige Erschütterung. Kein Fisch nähert sich seinem Aufenthaltsorte auf eine Entfernung von zwanzig bis dreißig Fuß, bloß einige Arten von Krebsen scheinen sich nichts aus ihm zu machen.

Levaillant hat den Zitteraal viele Jahre hindurch beobachtet, da sein Vater immer einen im Hause hatte, um Versuche damit anzustellen; sobald er das gleichsam mit Franzen besetzte Häutchen berührte, das der Zitteraal die ganze Länge hin unter dem Bauche hat, empfand er allemal eine sehr heftige Erschütterung. Sein Vater wollte einmal versuchen, ob die elektrische Erschütterung an Stärke verliere, wenn sie mehreren Personen zu gleicher Zeit mitgetheilt würde. In dieser Absicht brachte er zehn Personen zusammen, und ließ sie einander anfassen. Kaum hatte die

eine das Häutchen des Hals berührt, so fühlten alle zugleich den Schlag. Um aber die Anwesenden zu überzeugen, daß ihre Einbildungskraft dabei nicht im Spiele sey, hatte er auch einen Hund mit in die Reihe genommen, den auf jeder Seite eine Person an den Beinen hielt. Als das Thier den Schlag bekam, erhob es ein schreckliches Geschrei.

Der Capitain Stedman sah einen Zitteraal, der nur zwei Fuß lang war; wohl zweigmal versuchte er, ihn in dem Kübel voll Wasser, worin man ihn aufbewahrte, zu fangen, allein jedesmal erhielt er elektrische Stöße, die er bis in die äußersten Theile seiner Schultern fühlte. Die Behauptung, daß man dieses Geschöpf mit beiden Händen fassen müsse, um den elektrischen Stoß zu erhalten, erklärt er für durchaus ungegründet.

Ein Gelehrter, Namens Schilling, der sich lange Zeit in Surinam aufgehalten hat, machte die Entdeckung, daß der Magnet den Zitteraal an sich zieht, und ihm sogar seine elektrische Kraft benimmt. Er bekam im Monat Julius 1764 einen kleinen Zitteraal, 6 Zoll lang, und in der Mitte einen Zoll dick. So klein der Fisch auch war, so bekam doch jeder, der ihn anrührte, einen heftigen Stoß, auf den eine ziemlich lange Erstarrung folgte. Herr Schilling selbst, welcher der Begierde ihn zu berühren, nicht widerstehen konnte, fühlte einen so starken Schlag, daß der untere Theil des Arms, besonders an

dem Ellenbogen, wenigstens zwei Stunden lang, wie eingeschlafen war, und auch im obern Theile wenig Empfindung übrig blieb; nur in den andern Theilen des Leibes bemerkte er nichts davon. Da sich von ungefähr drei bewaffnete Magnete im Zimmer befanden, so hatte er den Einfall, einen Magnet an den Fisch zu halten. Er nahm den stärksten, der acht Loth trug, und brachte ihn an den Tisch, worauf sich der Fisch befand. In demselben Augenblicke fieng dieser an, sich heftig in dem Wasser zu bewegen, ohngeachtet ihn niemand anrührte. Je näher man ihm den Magnet brachte, desto mehr zerarbeitete er sich; sobald man ihn aber wieder entfernte, wurde er wieder ruhig. Man legte den Magnet selbst in das Wasser; der Fisch fing seine ängstlichen Bewegungen aufs neue an, ohne sich dem Magnet zu nähern. Dieß währte eine Zeitlang, worauf er ruhiger wurde, sich dem Magnet näherte, ihn berührte, und gleichsam an dem Wasser hängen blieb, welches diesen umgab. Diese Erscheinung schien Herrn Schilling so merkwürdig zu seyn, daß er sie in Gegenwart einiger Zeugen zu wiederholen für nöthig fand. Es trat bald darauf ein anderer Gelehrter, Namens Stock (Sohn des gewesenen öffentlichen Lehrers in Jena) ins Zimmer, in welches auch einige von Herrn Schillings Leuten gerufen wurden. Man entfernte zuerst mit einem Stäckchen Holz den Fisch von dem Magnet, an welchem er zu hängen schien und brachte ihn zugleich aus dem Wasser. Der

Fisch war matt, allein so wie man ihn von dem Magnet entfernte, bekam er seine Lebhaftigkeit nach und nach wieder. Einer aus der Gesellschaft wagte es, ihn zu berühren, und fühlte keinen merklichen Stoß. Man legte den Magnet ins Wasser: der Fisch fing aufs neue an, unruhig zu werden, es dauerte aber nicht lange, weil er sogleich von dem Magnet angezogen wurde. Nach Verlauf einer halben Stunde entfernte er sich von selbst, aber sehr schwach und so, daß er dem Steine zur Seite blieb. Man konnte ihn mit der Hand fassen, und ihn drücken, ohne die mindeste Spur eines Stoßes zu fühlen. Man untersuchte hierauf den Magnet, und fand die Bewaffnung beider Pole ganz rauh, als wenn er in Eisenfeile gelegen hätte. Am folgenden Tage befand sich der Fisch, ungeachtet der Schwäche, die man den Tag zuvor an ihm beobachtet hatte, vollkommen wohl. Noch immer konnte man ihn ohne Gefahr anrühren. Man hatte aber an diesem Tage Gelegenheit, eine neue Erscheinung zu bemerken, welche darin bestand, daß, wenn der Fisch an dem Magnet hing, man keinen Stoß fühlte, wenn man den letztern mit einem Eisen berührte, da hingegen, wenn diese Berührung mit der Hand geschah, der Schlag sehr heftig war. Berührte man mit dem Finger den Fisch selbst, wenn er seiner Kraft durch die Berührung des Magnets beraubt war, so spürte man wieder nicht das geringste. Man warf hierauf etwas Eisenfeile ins Wasser, und nach acht Tagen (in

welcher Zeit man den Fisch in Ruhe gelassen hatte) bekam Jemand, der ihn aus dem Wasser herausnehmen wollte, sogleich einen, wiewohl schwächern Schlag als im Anfange. Man näherte den Fisch aufs neue dem Magnet, der ihn anzog, aber nur auf einige Augenblicke, nach welchen der Fisch, ganz geschwächt, sich wieder von demselben losmachte.

Nachdem Herr Schilling sich von der Richtigkeit dieser Erscheinung vollkommen versichert hatte, so suchte er Gelegenheit, einen größern Bitteraal zu bekommen. Da es aber schwer hält, diese Fische von einer beträchtlichen Größe zu erhalten, so mußte er sich lange gedulden, denn sie lassen sich nicht mit der Schnur fangen, weil sie nicht in den Angel beißen, sondern es geschieht dieß auf die Art, daß man das Wasser aus den Flüssen in gewisse Behälter leitet, und es nach eitriger Zeit wieder ablaufen läßt, wo denn der Bitteraal nebst den andern Fischen zurückbleibt. Wenn man ihn wegen der großen Menge anderer Fische nicht bemerken kann, so giebt er sich bald durch den Stoß zu erkennen, den er demjenigen beibringt, der ihn unversehens berührt. Daher durchstören auch die Fischer ihren Fang zuvor sehr sorgfältig mit einem Stocke, und sobald sie einen Bitteraal darunter finden, tödten sie denselben durch einen Schlag auf den Kopf.

Es währte also lange, ehe Herr Schilling einen Bitteraal von 4 Fuß Länge und $1\frac{1}{2}$ Fuß Breite erhielt. Überdieß war derselbe schon ver-

wundet, und der Magnet zeigte keine sonderliche Wirkung auf ihn; der Fisch machte sich bald von ihm los, und blieb todt auf dem Boden des Gefäßes liegen. An andern kleinern, die man ihm brachte, beobachtete er weiter nichts, als daß, je größer der Fisch war, er anfänglich desto weniger von dem Magnet angezogen wurde, dem er sich nachher freiwillig näherte. Bisweilen vergingen wohl 4 Stunden, ehe er sich anhieng, und dieß geschah noch überdieß nur bei den kleinern, die man mit einem Stöckchen gegen den Magnet hinstoßen mußte. Außer dem Wasser konnte man diesen Versuch nicht wohl machen, weil der Fisch sich zu sehr bewegte. Bloß das Einzige bemerkte man in dieser Lage an ihm, daß, wenn man ihn mit dem Magnete berührte, er durch denselben keinen Stoß beibringen konnte. Einst hatte Herr Schilling einen Zitteraal von einem Fuß Länge und anderthalb Zoll Breite, bei welchem er alle Mühe hatte, ihm innerhalb 24 Stunden seine Kraft zu benehmen, und ihn an den Maagnet zu bringen. Auf der andern Seite aber verfloß auch mehr Zeit, ehe er seine Kraft wieder bekam, ob man gleich Eisenfeile ins Wasser geworfen hatte.

Endlich im Jahr 1767 bekam er einen Aal von 4 Fuß in der Länge und 1 in der Breite. Dieser widerstand dem Magnet so vollkommen, daß er ihm nicht das geringste von seiner Kraft rauben konnte. Es zeigte sich aber bei dieser Gelegenheit eine neue, nicht minder merkwürdige

Ercheinung. Man hatte, nach der dortigen Gewohnheit, einige Negerslaven gekauft, die so eben von der afrikanischen Küste angelangt waren. Unter diesen befand sich ein Junge von 14 Jahren, von einer starken Leibesconstitution. Dieser faßte lachend den Fisch, den niemand ohne Empfindung eines heftigen Schlages anrühren konnte, mit beiden Händen, und zog ihn zur großen Verwunderung der Umstehenden, aus dem Wasser, ohne das geringste zu fühlen. Da niemand in seiner Sprache mit ihm reden konnte, so war es nicht möglich, zu entdecken, wie er dies bewerkstellige. Er gab aber durch Zeichen zu verstehen, daß er den Fisch gern essen möchte. Man konnte ihm indessen sein Verlangen nicht gewähren, weil man mit dem Fisch erst mehrere Versuche anstellen wollte, weshalb er auch in eine Grube voll Wasser auf dem Hofe gethan wurde, woraus ihn der junge Mensch so oft herauslangte, als man wollte. Allein nach Verlauf einiger Zeit bekam derselbe einen Ausschlag über den ganzen Leib. Da dieses fast allen neuangekommenen Afrikanern und Europäern widerfährt, so machte man nichts daraus, weil dies Übel öfters von sich selbst, oder wenigstens nach dem Gebrauch einiger abführender Mittel, bei einer guten Lebensordnung, zu vergehen pflegt. Man gebrauchte daher auch bei diesem Jungen dergleichen, und noch viel kräftigere Blutreinigungsmittel, aber ohne Wirkung. — Da er nun nach einiger Zeit sich in der deutschen Sprache ein wenig auszudrücken

gelernt hatte, so versicherte er, daß, wenn man ihm nicht erlaube, den Fisch zu essen, so würde er nie von seinem Ausschlage befreiet werden. Nichts desto weniger ward ihm seine Bitte abgeschlagen, jedoch dabei ihm ernstlich untersagt, den Fisch ferner zu berühren. Er wurde endlich wieder hergestellt, und es verflossen einige Monate, ehe er den Fisch aus dem Wasser wieder holte. Der Ausschlag kam sogleich wieder zum Vorschein, wurde aber durch die vorigen Mittel vertrieben. Herr Schilling machte die Erfahrung an seinem Negeer noch drei- oder viermal. Er erkundigte sich auch bei verschiedenen Plantagenbesitzern in Surinam, ob ihnen dieser Zufall bekannt wäre. Alle versicherten, daß, wenn ein Schwarzer den Zitteraal berühre, er gemeiniglich einen unheilbaren Ausatz bekäme, daher sey es ihm stets streng verboten, dieß zu thun.

Dieser Erzählung füge ich nach folgende Beobachtungen des Herrn Schillings bei.

- 1) Wenn man diesen Fisch ein wenig stark berührt, so ziehet sich seine Haut zusammen, und der elektrische Stoß geht eigentlich aus den beiden Punkten der Zusammenziehung. Daher kommt es, daß man nichts empfindet, wenn man ihn im Wasser nur leise berührt.
- 2) Es geschieht wirklich eine zirkelförmige Zusammenziehung.

- 3) Wenn man sich eines eisernen Stabes bedient, so erfolgt die Zusammenziehung, noch ehe man den Fisch berührt, aber sie ist, wie der Schlag, stärker bei der wirklichen Berührung. An dem letztern Fische zeigte sich ein Anfang der Zusammenziehung, wenn das Eisen noch einen Fuß weit von dem Fische entfernt war, und derjenige, der es hielt, fühlte ein Zittern in der Hand.
 - 4) Wenn man dem Fische, sowohl in als außer dem Wasser, eine Magnetnadel näherte, so fing sie an sich zu drehen, wozu sie so lange anhielt, als sie in der Nähe blieb, aber die Zusammenziehung der Haut des Fisches war fast unmerklich.
 - 5) Der Fisch bleibt im Stande der Zusammenziehung, auch nachdem der Magnet ihn seiner Kraft beraubt hat.
 - 6) Wenn man ihn mit Siegellack und dergleichen idioelektrischen Körpern berührt, so empfindet man entweder gar keinen, oder nur einen sehr schwachen Stoß. Bei der Berührung mit andern Körpern, richtet sich der Stoß nach ihrer Härte, doch nicht gänzlich; denn bei sehr weichen Körpern ist er so stark, wie bei hartem Holze.
-

Unverbrennbares Garn.

Der Asbest ist eine Steinart, welche aus Fasern, die sehr fest mit einander verbunden sind, besteht. Derjenige, welcher gerade, weiche, biegsame und lange Fasern hat, führt den Namen *Amianth*, und dieser ist es, aus dem man das unverbrennliche Garn verfertigt. Man zerschlägt zu dem Ende einen solchen Stein mit einem Hammer in verschiedene Stücke. Diese werden in warmes Wasser, oder in eine Lauge von Asche aus verfaultem Eichenholz und gedörreten Weinhafen gelegt, und nach dieser Vorbereitung einen Monat lang darin gelassen, bis sich die Erdtheile davon gänzlich geschieden haben, und in dieser Zeit werden die Bruchstücke oft im Wasser umgewandt, und die Fäden mit den Fingern zertheilt, um den Kalk loszumachen, welcher das Gewebe der Fasern zusammen hält, und das Wasser wie Milch färbt und verdickt.

Diese Arbeit wird sechsmal, um so oft mit frischem Wasser wiederholt, bis das Wasser klar darauf stehen bleibt. Alsdann breiet man die Fäden auf einem Siebe von Binsen aus, damit das Wasser vollends ablaufen und verdunsten kann, und bis sie in der Sonne trocken geworden sind. Alsdann streicht man die Fäden mit

zwei Kämme von zarten und engen Zähnen, wie man bei dem Wollkämmen gebraucht, mit gelinden und sanften Zügen, wodurch sie vollends nach dem Striche aus einander gezogen werden. Man behält diese gestrichene Fäden zwischen den beiden übereinander gelegten Strichkämmen, so, daß bloß ihre Spitzen hervorragen. Diese Kämme werden auf einem Tische oder einem Spingestelle befestigt, damit man die Bequemlichkeit hat, sie zu verspinnen. Auf eben diesem Tische hat man eine Spule mit sehr fein gesponnenem flächsenen Garne bei der Hand. Von diesem dreht man einen Faden zugleich mit zwei oder drei Fäden des Amianths an einer Spindel dergestalt in einander, daß die Steinfäden oben und der Flachsfäden inwendig zu liegen kommen, so, daß der Flachß wenig oder gar nicht zu sehen, sondern mit den Steinfäden nach Schlangenlinien überflochten ist, und beide Spinnstoffe nur einen Faden ausmachen. Damit das Spinnen desto besser von statten geht, so hat man ein Gefäß mit Baumöl neben sich, um damit die Finger von Zeit zu Zeit zu benezen, theils damit die scharfen Amiantbfäden die Fingerspitzen nicht wund reiben, theils damit sich der mineralische Faden mit den zarten Flachsfäden desto besser verbinde und geschmeidiger werde.

Wenn auf diese Art ein Vorrath von feuerbeständigem Garn vorhanden ist, so wird entweder nach der gewöhnlichen Art daraus Leinwand gewebet, oder es werden daraus Bänder, Gelds

beutel, Schnüre, Gürtel zc. gestrickt. Wenn dergleichen Sachen fertig sind, so brennt man das Flachsgarn und das L über Kohlen wieder aus, und vereinigt sie, wenn sie durch den Gebrauch schmutzig geworden sind, auf die Art, daß man sie ins Feuer wirft, wodurch der Schmutz wieder heraus gebracht wird. Im Alterthum bediente man sich der unverbrennlichen Leinwand, um die Leichname darein zu wickeln, wenn sie nach dem damaligen Gebrauch verbrannt wurden, wodurch man verhinderte, daß die Asche derselben sich nicht mit der gemeinen Holzasche vermischte. So legte man den Rest mit dem Leichentuche in eine Urne, und begrub sie. Dergleichen Urnen werden noch heut zu Tage bisweilen ausgegraben.

24.

**Auffallende Meinungen und Gebräuche
einiger afrikanischen Völkerschaften.**

Der größte Theil der Meinungen und Gebräuche der Menschen richtet sich nach dem Himmelsstriche und nach der Religion, in der sie leben, so lange sie bloß noch Kinder der Natur sind, und keine bedeutenden Fortschritte in der Aufklärung gemacht haben. Aus sich selbst bringt der Mensch

seine Meinungen nicht heraus, sondern er bildet sie sich nach seinen Umgebungen an, und wenn er sich dabei bis ins Übersinnliche oder gar ins Ungereimte verliert, so dient dies zum Beweise, daß er über seinen Glauben vernünfteln gelernt hat.

Der Dr. Winterbottom theilt uns sehr interessante und lehrreiche Nachrichten über einige Negervölker mit, aus denen ich hier einige auffallende Meinungen und Gebräuche ausheben will. Als Winterbottom in dem Susulande im Jahre 1796 reiste, spürte er den 28sten März ein Erdbeben. Den Tag darauf traf er zu Berteris einen Fulahnegger, der sich bei ihm nach der Ursache dieses Erdbebens erkundigte; da ihn aber die Erklärung, die ihm Winterbottom über diese Erscheinung gab, nicht befriedigte, so theilte er ihm die seinige mit, die, wie er sagte, ihm sein Buch gelehrt hätte. „Die Erde, sagte er, steht zwischen den Hörnern eines Stieres; wenn nun dies Thier krank ist, so macht es eine Bewegung: von seinem Athmen rührt die Ebbe und Fluth her.“ Diese Meinung unterscheidet sich gar sehr von jener des Königs von Laby, die Winterbottom aus dem Tagebuche seines Bruders mittheilt: als diesen der König fragte, worauf die Erde stehe, und er erwiederte, daß sie auf nichts ruhe, so wollte dies der König nicht glauben. Winterbottom fragte ihn daher um seine eigene Meinung hierüber, worauf er folgende Antwort erhielt:

„sein Buch sage ihm, daß die Erde auf einem Felsen, der Felsen auf einem Geiste, der Geist auf dem Rücken eines Fisches, der Fisch auf dem Wasser, das Wasser auf dem Winde, und daß bloß Gott der Allmächtige wisse, worauf der Wind stehe.“

Der Aberglaube ist bei den Afrikanern außerordentlich groß, und sie können gar nicht begreifen, daß jemand eines natürlichen Todes sterbe. Jede Krankheit und jeden Unglücksfall, auf den der Tod erfolgt, sehen sie für eine übernatürliche Wirkung an. Bald sind sie der Meinung, der Tod rühre von Hexerei her; bald, er sey das Werk der Schutzgöttheit desjenigen, den der Verstorbene habe beheren wollen, und der sich daher an ihm räche. Es ist etwas sehr gewöhnliches, die Krankheit oder den Tod der Oberhäupter und anderer angesehenen Personen und ihrer Anverwandten dem ersten Umstande zu zuschreiben: die letztere Ursache läßt man bloß bei Leuten von geringerem Stande gelten.

Wenn eine Mannsperson stirbt, so wird der Leichnam von Mannspersonen ausgedehnt und in Ordnung gelegt; stirbt hingegen ein Frauenzimmer, so wird dies Geschäft von Weibspersonen verrichtet. Ehe der Leichnam beerdigt wird, legt man ihn auf eine Art von Baare, welche zwei Leute auf den Kopf nehmen. Ein Dritter stellt sich, mit einer Art von Rohr in der Hand,

vor dem Leichnam hin, um ihn um die Ursache seines Todes zu befragen. Er thut ein bis zwei Schritte nach den Leichnam hin, schüttelt das Rohr über demselben, und tritt sogleich wieder zurück; hierauf thut er eine Menge Fragen an ihn. Als Zeichen einer bejahenden Antwort betrachtet man, wenn der Leichnam die Träger gegen den Mann mit dem Rohre hintreibt, und als eine verneinende, wenn er eine Art von rollender Bewegung macht. Zuerst fragt man ihn, ob Gott seinen Tod wegen seines hohen Alters und seiner Schwäche verfügt habe, oder (wenn er eine junge Person ist) ob bloß deshalb, weil es der Gottheit gefallen, ihn hinweg zu nehmen? Wird diese oder jene Frage mit Ja beantwortet, welches aber selten, ja fast niemals der Fall ist, so hat die Untersuchung ein Ende, und die Beerdigung geht vor sich. Wird hingegen mit Nein geantwortet, so fährt der Untersucher in seinem Geschäfte weiter fort. „War euer Tod das Werk eurer Sünden, oder mit andern Worten, eurer Zaubereien?“ Wenn diese Frage bejaht wird, so fragt man weiter: „Wer war der Rächer? War es dieser oder jener?“ wobei er eine Menge Personen nacheinander nennt, bis er endlich eine bejahende Antwort erhält. Diese Antwort schreibt insgemein dem Schutzgeiste des Oberhauptes des Ortes das Verdienst der Ermordung des Zaubersers zu, weil er seine Versuche gegen das Leben seines Schüglings entdeckt habe, ein Umstand, der allemal dazu beiträgt, die Furchtbarkeit des

Schutzgeistes des Oberhauptes zu erhöhen und zugleich andere von solchen Unternehmungen abzuschrecken.

Scheint es aber, daß der Verstorbene nicht deswegen gestorben ist, weil er ein böser Mensch, welches so viel als einen Hexenmeister bedeutet, gewesen ist, so fragt man den Leichnam weiter: „War eine Manns- oder Weibsperson Ursache an eurem Tode? Wohnt sie in dieser oder jener Stadt?“ Wobei eine Menge Städte genannt werden. „Gehört sie zu dieser oder jener Familie? War es diese oder jene Person aus derselben?“ Wobei so viele genannt werden, als der Untersucher zu nennen Lust hat, bis eine Antwort erfolgt, welche die Schuld der Ermordung des Verstorbenen auf die Beherung einer oder mehrerer Personen schiebt. Haben diese alsdann Freunde, die sich ihrer annehmen, so appelliren und sie unterwerfen sich der rothen Wasserprobe, um ihre Unschuld zu beweisen. Haben sie hingegen keine Freunde, so werden sie verkauft. Ein Geständniß des Verbrechens hat auch die Folge, daß sie als Sklaven verkauft werden, welches Schicksal viele von denjenigen getroffen hat, welche die europäischen Menschenkäufer nach ihren Colonien geführt haben.

Der Ehebruch wird mit Ruthenstreichen bestraft, wovon der Dr. Winterhottom aus dem Tagebuche seines Bruders folgende Nachricht mittheilt: Jemand, der sich dieses Verbrechens schuldig gemacht hatte, wurde in der Nähe, wo

wir wohnten, eingesperrt. Das eine seiner Beine steckte man durch eine Öffnung in einem Holzblocke und befestigte es da mit einem hölzernen Pflocke; das andere machte man an einem eisernen Ringe fest, den man außen an den Block angenagelt hatte; die Hände band man ihm auf den Rücken. Des andern Morgens schlug man die Trommel, um das Volk zu einer Versammlung zu berufen, und die Vollziehung des Urtheils mit anzusehen. Die Versammlung wurde in einer Moschee gehalten, wohin wir uns auch auf den Weg machten; man führte den Gefangenen vor das Oberhaupt und hierauf brachte man ihn nicht weit von der Moschee, wo man ihn mit dem Gesichte auf die Erde legte, so, daß sein nackter Hinterer eine ziemliche Zeit den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt war. Das Gesetzbuch nahm man mit vieler Feierlichkeit mit in die Moschee und las daraus vor; hierauf näherte sich ein Häuptling, Namens *M a h o m e d*, dem Gefangenen, befahl ihn fest zu halten, und versetzte ihm mit einer kleinen Gerte sechzig Hiebe auf den Hintern; ein anderer Häuptling, Namens *M a m a d u S a m b o*, gab ihm auch sechzig. Als diese Strafe vorbei war, rief der Gefangene aus: Gott sey gepreist! Hierauf schnitt man ihm die Haare glatt vom Kopfe weg, wobei er beständig ausrief: Gott ist gnädig! und nachdem er seine Haare sorgfältig zusammengelesen hatte, kehrte er nach Hause zurück.

Den Diebstahl bestraft man mit dem Abhauen der Hand oder des Beines, und diese Strafe scheint ohne Ansehen der Person vollzogen zu werden, denn Winterbottoms Bruder erzählt in seinem Tagebuche, daß man einem Bruder des Zulakönigs seine rechte Hand abgehauen hätte, weil er ein großer Dieb gewesen wäre.

Unter den Bolloms, welche auf der Nordseite des Sierraleoneflusses wohnen, giebt es eine weibliche Gesellschaft, die Attonga heißt, und die gelegentlich den Steinen, die zum Andenken der Todten errichtet werden, Opfer und Geschenke an Reis macht. Diese Weiber werfen sich vor solchen Steinen nieder, schlagen die Hände um den Hals, und bleiben mit den Ellbogen auf der Erde liegen; daher ist das Gerüchte entstanden, daß mehrere Schriftsteller verbreitet haben, als wenn sie Steine anbeteten. In dieser Gesellschaft vertritt eine Frau die Stelle des Oberhauptes, das in einem großen Hause wohnt, welches in denjenigen Städten, wo sie Begräbnisplätze haben, für dasselbe erbauet ist. Stirbt jemand aus dieser Gesellschaft, so begeben sich die Attongaweiber aus den benachbarten Städten und aus dem Wohnorte selbst nach dem Hause des Oberhauptes und leben da drei Monate lang beisammen. Diese Zeit über tragen sie als Trauerzeichen eine schwarze Mütze und ein Halsband, das aus weißen Cowries (Muscheln) besteht, zwischen welchen sich schwarze Kerne von dem Pockelobaume befinden. Sie tragen keinen Ton-

tongi, (welches ein weibliches Kleidungsstück ist, das das unverheurathete Mädchen von der Frau unterscheidet) übrigens aber ist ihr Anzug der gewöhnliche.

Das verstorbene Mitglied dieser Gesellschaft begräbt man zwar auf den gemeinschaftlichen Todtenacker, allein sein Denkstein darf nicht bei den andern auf dem königlichen Begräbnißplazze stehen, sondern es giebt hierzu ein Haus, das das Attongahaus heißt, welches neben dem Wohnhause des Oberhauptes steht. Kommt eine Mannsperson entweder aus Unwissenheit oder aus Unvorsichtigkeit ins Attongahaus, so nimmt man sie zum Mitgliede auf, ob sie gleich keine Lust dazu hat, und bei ihrem Tode darf ihr Denkstein nicht bei denen anderer Mannspersonen stehen. Die Mütter nehmen manchmal ihre Knaben mit ins Attongahaus, allein wenn sie aufgewachsen sind, so verlassen sie gewöhnlich die Gesellschaft wieder, um sich bei andern Mannspersonen nicht lächerlich zu machen, die darüber spotten, daß sie sich mit Weibern eingelassen haben. Ob sie nun aber gleich davon laufen, so muß ihr Denkstein doch im Attongahause aufgestellt werden.

Die Attongaweiber ziehen wegen niemand e oers als wegen der Mitglieder ihrer Gesellschaft Trauerkleider an. Sie rühren keine Trommeln, sondern bedienen sich an deren Stelle der Schaale der Lanschildkröte. Wenn das Oberhaupt stirbt, so folgt ihm diejenige nach, welche am längsten in der Gesellschaft gewesen ist, ohne dabei Rücke

sicht aufs Alter zu nehmen. Die Mitglieder haben jährlich nach der Reiserndte eine Zusammenkunft, wo sie sich von allen Orten her einfänden, um zu opfern und dem Oberhaupte ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Wenn sie mit einander sprechen, so verdrehen und verändern sie die gewöhnliche Sprache so sehr, daß sie kein Uneingeweihter versteht.

25.

Verachtung des Alters bei den nördlichen Indianern Amerika's.

Jede nur einigermaßen gebildete Nation verehrt das Alter mit der größten Ehrerbietung, und die Achtung gegen dasselbe ist ein Beweis, daß eine Nation in der Kultur schon ziemliche Fortschritte gemacht hat; allein rohe und ungebildete Völker sehen es für eine Last an, das hilflose Alter zu ernähren, und suchen sich der Greise, so bald als möglich, zu entledigen. Daher wird bei ihnen das Alter weder geachtet, noch wünscht jemand alt zu werden. Die nördlichen Indianer Amerika's halten, wie Hearn (s. dessen Reisen, deutsche Übersetzung S. 284) berichtet, ein hohes Alter für das größte Unglück: denn sobald

der Indianer nicht mehr arbeiten kann, wird er sogar von seinen eigenen Kindern vernachlässigt und mit der größten Geringschätzung behandelt. Den Alten giebt man das Essen zuletzt, und gemeinlich bekommen sie das Schlechteste und Un genießbarste; auch flicht man die Felle, die niemand tragen will, für sie auf die plumpste Art zusammen. Wahrscheinlich sind es sich die Alten bewußt, daß sie in ihrer Jugend ihre Altern eben so nachlässig behandelt haben, daher unterwerfen sie sich diesem harten Schicksale, das von ihrem Alter unzertrennlich ist, ohne Murren; mit gefasstem Muth sehen sie der traurigen Stunde entgegen, wo man sie verlassen wird, weil sie nicht mehr mit fortwandern können, wo sie alsdann vor Hunger umkommen; dies Schicksal ist unter den nördlichen Indianern sehr gewöhnlich, und ein großer Theil von beiden Geschlechtern kommt auf diese elende Art um. Ja man behauptet sogar, daß es im nördlichen Amerika mehrere Völkerschaften gebe, die selbst Hand an ihre Greise legen und sie ermorden, wenn diese nicht mehr fort können, um sich zu ernähren. Die Kinder wollen der Last der Ernährung überhoben seyn, und begehen daher eine That, die eben so schrecklich als schändlich ist.

Wohlgeruch duftende Menschen.

Es giebt nicht allein wohlriechende Blumen, sondern auch, wie dies einzelne Beispiele erhärten, wohlriechende Menschen. Plutarch erzählt: daß Alexanders Schweiß einen angenehmen Geruch gehabt habe, und Herr Ortetschi hat folgende sonderbare Erfahrung bekannt gemacht: Ein Venezianer, welcher ungefähr 30 Jahr alt, groß, von frischem Ansehen und gesunder Leibesbeschaffenheit war, bekam an der rechten Hand ein Geschwür.

Er öffnete dasselbe mit der Scheere. Es floss hierauf eine Eitermaterie heraus, und das Geschwür heilte. Nach einigen Tagen roch dieselbe Hand wie Mexikanische Vanille oder wie Storax-Gummi, und diesen Geruch empfand ein jeder, der mit ihm redete. Es wurden die genauesten Untersuchungen angestellt, aber man konnte nicht finden, daß dieser Geruch durch künstliche Mittel hervorgebracht sey. Herr Ortetschi verfiethert, daß man eben diese Beobachtung ein Jahr vorher an einem 15jährigen Frauenzimmer gemacht habe.

Das Mädchen war eine Zeit lang hypochondrisch gewesen. Einmal stützte sie ihren Kopf auf die rechte Hand, und spürte an der innern

Seite derselben einen überaus lieblichen Geruch, wie Drangenblüthe oder Bergamotten. Sie bildete sich ein, daß sie vielleicht dergleichen wohlriechende Sachen angefaßt haben könnte, und wusch sich zu wiederholtenmalen. Allein der Geruch blieb beinahe $\frac{1}{2}$ Jahr eben so beständig als schön und wurde allemal stärker, so oft die flache Hand warm, oder die Ausdünstung vermehrt ward.

27.

Auffallende Lebenserhaltung mehrerer Personen.

Es ereignen sich oft Vorfälle im menschlichen Leben, wo ein Zusammentreffen von unbedeutend scheinenden, aber in ihrer Verbindung und in ihren Folgen betrachtet, äußerst wichtigen Umständen ihnen eine Richtung giebt, die uns mit Bewunderung und Staunen bei der Wahrnehmung ihres glücklichen Ausgangs erfüllt, und uns eine rührende Bestätigung des Glaubens an eine höhere, kleine und große Veränderungen mit sorgfamer Vaterhand lenkende Vorsehung wird.

Von dieser Art ist folgendes Ereigniß, welches ich den 2ten October 1802 in meinem Hause,

das ich noch kein ganzes Jahr bewohnt hatte, erlebte. Am Morgen jenes für mich und die Meinigen so schreckenvollen Tages, war man in der Küche mit Reinigung der Wäsche beschäftigt. Unterdessen kam mein Nachbar, welcher Ländereien von mir in Pacht hat, um Abrechnung zu halten. Ich rief meine Frau, die uns ein Frühstück brachte; jener Mann aber war so ungewöhnlich eilig, daß er nur etwas aus dem ihm dargebrachten Glase trank, und, ohne sich länger aufhalten zu wollen, wegging. Wir begleiteten ihn an die Hausthüre; meine Frau wollte nun wieder in die Küche zu ihren Geschäften eilen; ich führte sie aber in meine Stube und bat, nur einen Augenblick noch bei mir zu bleiben, um zu sehen, ob die von dem Mann auf der Gegenrechnung angegebenen Hinterzahl des von ihm erhaltenen Rockens, mit der von ihr angeschriebenen übereinstimme. Dazu habe ich keine Zeit, sprach sie, und eilte wieder zur Stubenthüre. Scherzend ergriff ich sie bei der Hand, setzte sie auf einen Stuhl und sagte: wenigstens müsse sie sich einen Augenblick niederlassen, um, wie man zu sagen pflegt, mir die Ruhe nicht mirzunehmen. Ob ich darauf trat meine Schwiegermutter herein, um sich mit meiner Frau in Haushaltsangelegenheit zu besprechen; kaum hatte sie die Thüre hinter sich zugemacht, als wir ein fürchterliches Gepolter im Hause hörten. Wir eilten zur Stube hinaus, wo uns eine dicke Staubwolke aus der Küche entgegen stieg; als wir uns derselben nä-

herten, fanden wir den hier sogenannten Boden oder die Decke derselben mit dem darauf gelegenen Torfvorrath, zur Erde herabgestürzt. Fast außer sich vor Schrecken, riefen meine Frau und Schwiegermutter: welch ein Unglück! die Waschfrau und die Magd liegen darunter begraben! und liefen jammernd und Hände ringend zum Hause hinaus, um aus der Nachbarschaft Hülfe herbei zu rufen. In diesem für mich nicht minder peinvollen Zustande versuchte ich in der Geschwindigkeit so viel als möglich Torf wegzuarbeiten, um den unsrer Meinung nach darunter liegenden Personen, wenn vielleicht noch Lebenshoffnung wäre, so viel eher zu Hülfe kommen zu können.

Als ich eine kleine Weile damit beschäftigt gewesen war, hörte ich die Waschfrau ächzend einige Worte sagen. Welch einen erquickenden Hoffnungsstrahl dieses in meine Seele warf, die sich schon auf den schauderhaftesten Anblick vorbereitet, kann man sich leicht denken. Hastig rief ich: lebt sie noch? Ja! erwiderte sie mit schwacher Stimme, ich bin, Gottlob! unter dem Gossenstein geborgen. Aber die Magd? die ist nicht hier, war ihre Antwort, sie holt Wasser. Freudig sprang ich zum Hause hinaus, um meiner auf dem Hofe herumwinkenden Gattin diese trostvolle Botschaft zu bringen, die nur erst nach wiederholten Bethuerungen, daß keiner bedeutenden Schaden genommen, und nachdem sie die Frau unter dem Schutt selbst reden gehört hatte, sich von der Gewißheit derselben überzeugte, und

mit Thränen der innigsten Nüßrung dem Allegier
rer für die Abwendung des befürchteten Unglücks
dankte.

Eine ziemlich tiefe Wunde nahe an dem
linken Schläfe und eine starke Kontusion etwas
über der rechten Hüfte mit einem heftigen Schmerz,
der anfangs eine Eindrückung oder Zerbrechung
der Rippen besorgen ließ, aber doch in der Folge
nur als eine äußere Verletzung sich zeigte, war
der Schaden, den die Waschfrau genommen, wo-
von sie auch bald wieder hergestellt wurde.

Folgendes wird ihre unbegreiflich scheinende
Erhaltung begreiflicher machen: Sie hatte ihren
Stand an der einen Seite der Küche gehabt, vor
sich das Waschgefäß, an welchem ihr gegenüber,
noch kurz vor dem Einsturz der Decke, das Dienst-
mädchen gestanden, und mit ihr gewaschen hat-
te, hart hinter sich die Gartenthüre, und zur
Linken den Gossenstein nebst dem daran stoßenden
Küchentisch. Während der Zeit, da meine
Schwiegermutter aus der Küche weg zu meinem
Zimmer geht, treibt sie die Magd an, geschwind
Wasser zu holen. Kaum mochte diese, nach ihrer
Zeitangabe, an den Ort gekommen seyn, wo sie
das Wasser zu schöpfen hatte: so hört jene Frau,
die nun ganz allein in der Küche ist, über sich
ein Getrache; sie buckt sich bei dem Wassergefäß
nieder, und sogleich ist sie auch bei dem Gossen-
stein niedergestreckt. Wie? das wußte sie nicht,
weil sie im Niederstürzen ganz betäubt und besin-
nungslos gewesen war.

Zu ihrem großen Glück hatte sie also gerade einen Stand gehabt, wo allem Anschein nach ihre Erhaltung allein möglich war; wenn indessen das Krachen über ihr beim Herabsinken der Decke nicht das schnelle Niederbücken bei ihr veranlaßt hätte, so würde doch ihr Kopf von der herunterkommenden Masse zerschmettert worden seyn, ehe sie jenen Sicherheitsort zur Linken hätte erreichen können. Jetzt war sie also von der herabkommenden Last gleichsam im Fallen nachgeholfen, woher auch ohne Zweifel die Kontusion an der rechten Seite rührte; die Wunde am Kopf glaubte sie an dem Gossenstein oder dem daran stoßenden Küchentisch im Niederfallen erhalten zu haben. Beim Herabstürzen hatte daher die zusammenhängende Decke der Küche an dem noch neuen Gossenstein und Küchentisch ein so starkes Hinderniß gefunden, daß sie nicht wie an der andern Seite ganz zur Erde herabkommen konnte, wodurch denn glücklicher Weise der enge aber doch sichere Zufluchtsort für die Waschfrau sich gebildet hatte.

Daß aber die ganze Decke auf einmal und ganz zusammenhängend herabgekommen sey, wird eine kurze Beschreibung ihrer Einrichtung, womit auch ich erst nach jenem gefährvollen Vorfall bekannt wurde, einleuchtender machen. Wohn- und Wirthschaftshäuser sind hier fast durchgängig unter einem fortlaufenden Dache zusammengebaut, und nur durch einen ziemlich breiten, qucer durch das Gebäude gehenden Raum

von einander abgefondert, zu welchem an beiden Enden eine Seitenthüre des Hauses führt. Von dem Winkel an, welchen darüber an jeder Seite das herabgehende Strohdach mit dem Boden bildet, bis ungefähr 4 Schritte nach dem Mittelpunkt dieses Raums zu, sind die Breter (getünchte Kalk oder Gipsdecken findet man hier selbst in Wohnzimmern nur selten) nicht, wie übrigens im Hause über die Querbalken hingelegt, sondern unter denselben durch Nägel befestigt. Zu mehrerer Haltung sind diese Breter, wo sie parallel neben einander hinlaufen, tief in einander gefügt und verbunden. Darunter gehen dann an allen vier Wänden befestigte Leisten hin, auf welchen die Decke ruhet. So war es auch mit der über meiner Küche. Nun müssen sich jene Leisten, so wie die schwachen und kurzen Nägel, mit welchen die Breter an den Querbalken angeheftet waren, durch die Schwere des auf dem Boden liegenden Torfes losgegeben haben, und auf solche Weise ist die ganze Decke auf einmal, ohne daß sich auch nur ein Bret von den andern getrennt hätte, herabgestürzt.

So bewunderungswürdig die Erhaltung der Waschfrau bei diesem Vorfall war, so ist es nicht minder die glückliche Fügung der Umstände, wodurch die übrigen Personen von dem Orte, der für sie noch unausweichlichern Lebensgefahr entfernt wurden.

Wie hängt hier alles so günstig und erwünscht zusammen! wie reihet sich, nach menschl-

licher Sprache, ein zufälliger Umstand an den andern, die dann vereint das nahe schwebende schauerhafte Unglück verhüten und abwenden müssen!

Wäre mein Nachbar den Morgen und zu der Stunde nicht zu uns gekommen, so würde meine Frau in jenem unglückschwängern Zeitpunkt auch nicht aus der Küche hinweggerufen worden seyn; oder hätte er sich nur etwas länger bei mir aufgehalten, so wäre sie wieder in dieselbe zu ihren Geschäften zurückgekehrt; oder hätte ich sie nicht nach ihrer Rückkehr zur Küche wider ihren Willen etwas aufgehalten, so würde sie der Verzerrung, ja dem Tode nicht haben entgehen können.

Meine Schwiegermutter würde sich, wann jene Zurückhaltung meiner Frau nicht eingetreten wären, nicht aus der Küche entfernt haben, da sie sich nur einen Augenblick von ihrer Arbeit hatte abmüßigen wollen, um meine Frau, die bei mir war, zu sprechen; auch ihr unvermeidliches Loos würde also gewesen seyn, unter der Decke niedergeworfen und zerschmettert zu werden.

Denn diese beiden hatten gerade ihren Stand mitten in der Küche gehabt, wo das schnelle Herabstürzen der Decke ihnen das Entfliehen würde unmöglich gemacht, oder doch im Fliehen den tödtenden Streich versetzt haben. Eben so hätte auch das Dienstmädchen, welche ihren Stand gegen die erst genannte Waschfrau über, und mehr nach der Mitte der Küche gehabt, ihrem Tode

schwerlich ausweichen können, wenn sie durch das eilige Anreiben jener Waschfrau zum Wasserholen unter dem ihr drohenden traurigen Verhängniß nicht zur rechten Zeit gleichsam wäre hinweggedrängt worden.

Diese treue Erzählung eines Vorfalls, welcher mich noch jetzt nicht ohne Grausen, aber auch mit der gerührtesten Verehrung der weisen Macht, die ihn so gütig lenkte, an die Stunde zurückdenken läßt, da er sich ereignete, und der nur unter einiger Verrückung der dabei sich vorfindenden Umstände mich auf die schrecklichste Art hätte niederbeugen, und mir unheilbare Wunden schlagen können, wird jeden alle Umstände erwägenden Leser mit mir in das ernste Bekenntniß einstimmen lassen: da war Gottes Hand, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt!

So wenig das angeführte Ereigniß in dem Augenblick, da es sich zutrug, mich der Besonnenheit und Überlegung beraubte; wie denn überhaupt Übung und Gewöhnung, besonders unter mehrjährigem Waffengeräusch, mich dahin gebracht haben, daß selbst die unvermuthetsten erschütternden Auftritte mich nicht leicht aus der Fassung bringen: so hat es doch, wahrscheinlich durch die lebhafteste Vorstellung der schauerhaften Szene, die es für mich hätte herbeiführen können, einen so tiefen Eindruck bei mir zurückgelassen, daß ich hernach, wie meine Hausgenossen, bei jedem Geräusch im Hause heftig zusammenfuhr, und lange das stärkste Herzklopfen empfand, welches sich

jetzt auch noch manchmal zu meiner Unzufriedenheit mit mir selbst zeigt, wenn ich unerwartet ein starkes Poltern im Hause höre, und dem widrigen Eindruck desselben nicht zeitig genug durch schnelle Sammlung zuvorkomme; ein Beweis, nicht nur wie genau und pünktlich die gegenseitige Reaktion des Körpers und des Geistes gewöhnlich ist, sondern auch, mit welcher Geschwindigkeit die Seele ehemals gebildete Vorstellungen aus sich selbst heraus an gegenwärtige in ihr hervorgebrachte Empfindungen anknüpft, sobald die Eindrücke den ehemaligen ähnlich sind, durch welche sie erst nachher bei eigener Thätigkeit auf jene Vorstellungen geführt wurde.

28.

Verlust der Persönlichkeit in der Trunkenheit.

In einer Gesellschaft schwärmender Studenten befand sich unter andern auch einer, dessen Vater vor kurzer Zeit erst gestorben war. Nachdem sich die Gesellschaft bei vollen Bechern eine Zeitlang lustig gemacht, und die Wirkungen des Weins sich hie und da in sichtbaren Zeichen zu äußern

anfingen, brach plötzlich einer aus der Gesellschaft, ein Jüngling von sanguinisch-cholerischen Temperamente, der immer mehr zur Freude als zum Kummer gestimmt war, in ein lautes, heftiges Weinen aus. Als die erstaunte Gesellschaft, die durchaus nicht begreifen konnte, woher ihm eine Ursache zum Weinen kommen sollte, ihn um dieselbe befragte, so antwortete er endlich, nachdem ihn die Thränen wieder hatten zum Sprechen kommen lassen: ob sie denn nicht wüßten, daß sein Vater gestorben wäre? — Die Gesellschaft staunte nun, wie leicht zu errathen war, über die sonderbare Antwort noch mehr, als zuvor über das Weinen selbst, man fragte ihn, wie er auf solch eine abentheuerliche Vorstellung käme, und endlich fand sich, daß er sich in der Trunkenheit für denjenigen aus der Gesellschaft hielt, dessen Vater wirklich gestorben war. Dieser, bei dem nun die Erinnerung an seines Vaters Tod durch diesen Auftritt wieder erweckt wurde, fieng auch an zu weinen, und jeder behauptete ausschließende Ursache dazu zu haben, bis endlich die rückkehrende Vernunft dem komisch-tragischen Auftritte ein Ende machte.

Ein ähnlicher Vorfall ereignete sich mit einem Beamten in einer Württembergischen Amtsstadt. Dieser hatte sich einst im Weine so sehr berauscht, daß, als er nun ausgehen sollte, einer seiner Schreiber, um seines Unermögens willen, gerade stehen oder gehen zu können, ihn die

Treppe hinunter führen mußte. Auf der Treppe schien er plötzlich seiner Vernunft wieder mächtig zu werden, und fieng an, sich zu schämen, daß er von einem andern geführt werden mußte. Er riß sich deswegen aus dem Arme des Schreibers los, um, ohne dessen Hülfe hinunter zu gehen, taumelte aber so sehr, daß er endlich, der Länge lang, die Treppe hinunterfiel. Der Schreiber sprang nun schnell nach, um seinen Herrn wieder aufzuheben, und als dies geschehen war, fieng dieser an, den Schreiber sehr zu bedauern, daß er so unglücklich gewesen wäre, die Treppe hinunter zu fallen, und erkundigte sich sehr an gelegentlich bei ihm, ob er keinen Schaden gelitten hätte? Der Schreiber, der sich vor innerem Reize zum Lachen, das er doch unterdrücken mußte, nicht zu rathen wußte, sagte endlich seinem Herrn, daß er es ja selbst gewesen sey, der die Treppe herabfiel. „So so,“ antwortete der Herr ganz gelassen und mit stammelnder Zunge, „das ist mir lieb, ich glaubte wahrhaftig, Sie wären herunter gefallen.“ Also bin ich es gewesen, fragte er noch einmal verwundert, der die Treppe herabfiel? Ei! ei! das hätte ich nicht geglaubt.

Der Maulwurf und sein Todtengräber.

Der gemeine Maulwurf (*talpa Europae*) ist die einzige Art dieses Thieres, das man auch in den gemäßigten Ufern antrifft. Der Aufenthaltsort, den er besonders liebt, ist ein lockerer Boden, der hoch liegt und trocken ist. Hier wühlt er mit großer Geschicklichkeit und Geschwindigkeit unter der Oberfläche der Erde fort. Sein eigentlicher Bau ist ein rundliches Gewölbe, mit Heu, Moos und Genist ausgefüttert, und hat eine Weite von anderthalb Fuß im Durchmesser. Diesen Bau legt er, wo möglich, unter einem Hügel an, damit ihm das Regenwasser nicht beschwerlich fällt; denn das Wasser kann er nicht vertragen. Er wühlt bloß zu bestimmten Zeiten; Vormittags zwischen 7 und 9 Uhr und Nachmittags nach 5 Uhr, und ob es ihm gleich an den äußern Gehörwerkzeugen fehlt, so ist sein innerer Bau doch so vollkommen, daß er das geringste Geräusch vernimmt, und sogleich zu entkommen sucht. Auch hat er einen sehr scharfen Geruch, daher spürt er seine Nahrung in der Erde leicht auf. Wenn er über die Erde kommt, so läuft er zwar ziemlich schnell, allein er weiß sich nicht zu helfen, weil er hier nicht in seinem Elemente, unter der Erde, ist, wo er sich mit der größten

Schnelligkeit fortbewegt. Wenn man ihm daher nur einige Augenblicke Zeit läßt, ein Loch zu wühlen, so scharrt er sich sogleich ein und verschwindet. Seine liebste Nahrung sind Regenwürmer, die er allenthalben verfolgt, und diese fürchten sich auch so sehr vor ihm, daß sie sogleich, auf die Oberfläche entfliehen, sobald sie sein Wühlen bemerken. So lange der Maulwurf lebt, hat er wenige Feinde, und auch wenn er todt ist, dient er keinem Thiere zur Nahrung; gewöhnlich thun auch die Maulwürfe einander selbst nichts zu Leide; sobald man sie aber zusammen einsperrt, fressen sie einander auf. Von zwölf Maulwürfen, die Cadet-de-Baux einsperrte, waren den darauf folgenden Tag eilf nicht mehr vorhanden; man sah bloß noch die Haare und die Knochen. Stirbt ein Maulwurf in seiner unterirdischen Höhle, so trifft man daselbst seinen Körper niemals in Fäulniß an: selten erblickt man noch Überreste von seiner Vernichtung, und wenn sein Leichnam auf die Oberfläche geworfen wird, so verschwindet er ebenfalls, ohne daß ihn ein Vogel, oder ein vierfüßiges Thier u. s. w. verzehrt. Was wird also nach dem Tode aus dem Maulwurfe? Er hat die Ehre, daß er begraben wird. Unter mehreren Insekten, die sich seiner bemächtigen, ist vorzüglich eines, das mit seinem Grabe und seinem Begräbniß beauftragt ist. Dies ist ein Käfer, die man den Naschkäfer, Todtengräber (Sylpha) nennt. Diese Käfer begraben die todtten

Maulwürfe, und ob sie gleich nicht groß sind, so kommen sie doch mit dieser Arbeit gar bald zu Stande. Zwei Paar Käfer begraben manchmal in einem oder zwei Tagen einen Maulwurf drei bis 4 Zoll tief.

Gleditsch versichert sogar, daß ein einziger Käfer dies in 24 Stunden vorrichte. Mit dem Kopfe, dem Brustschilde und den Füßen machen die Käfer einen Graben, und scharren die Erde unter dem todtten Körper heraus; das Grab legen sie gerade so groß an, als dieser es erfordert. So wie sie nun das Erdreich unten aushöhlen, so senkt sich der Körper hinein, die umher ausgescharrte Erde fällt nach und bedeckt denselben. Es bleibt oben zwar eine kleine Erhöhung, so daß man sieht, wo der Körper begraben ist, allein sie verschwindet bald, und man bemerkt äußerlich nichts mehr von dem Grabe. Nach der Versenkung machen, wie Gleditsch behauptet, die Käfer den Körper leer und legen ihre Eier hinein. Nimmt man ihn daher nach einigen Tagen wieder heraus, so wimmelt es von den Würmern dieser Käfer darin. Gleditsch hat gesehen, daß vier Käfer in 50 Tagen zwei Maulwürfe, vier Frösche, drei kleine Vögel, zwei Graspferde, die Eingeweide eines Fisches und zwei Stücken Rindsleber völlig eingescharrt hatten. Blumenbach behauptet, daß sechs solche Käfer im Stande seyen, einen solchen Maulwurf binnen vier Stunden einen Fuß tief in fetten Boden einzuscharren.

Cadet-de-Baur hat mehrere Versuche mit diesen Käfern angestellt, und wir wollen hier daraus dasjenige mittheilen, was er hierbei bemerkt hat.

Da ich nur verworrene Vorstellungen, sagt Cadet-de-Baur, von dem Begräbniße des Maulwurfs hatte, und mich selbst durch Erfahrung hierüber belehren wollte, so nahm ich von Gleditschens Aufsätze keine Kenntniß. Ich that zwei Maulwürfe, die man neulich in Schlingen gefangen hatte, ins Freie; den einen auf ein schmales Blumenbeet, das zum Bestecken bereit gehalten war, den andern auf eine betretene Gartenallee; es war zehn Uhr Vormittags.

Einen Fuß weit von den ersten Maulwürfen, und zwar in der nämlichen Richtung, that ich zwei andere Maulwürfe, die ich aber mit zwei großen Dampfgefäßen (Glasbübeln) bedeckte. Diese vier Maulwürfe lagen platt auf dem Bauche. Die Gefäße hinderten die Todtengräber nicht an ihrer Arbeit, nur hielten sie dieselben länger dabei auf.

Die Maulwürfe, die ich ins Freie gethan, hatten ungefähr vier Stunden gelegen, als man um ihre Leichname einen Kreis von frisch gearbeiteter Erde bemerkte; wenn man etwas acht gab, so sah man, daß die Erde sich nur in kleinen Erhöhungen erhob, daß auf allen Punkten des Kreises Blasen entstanden waren, und daß davon keine Erhöhung herrührte; diese Arbeit

dauerte so lange fort, bis der Leichnam des Maulwurfs hinlänglich Raum fand, worauf ihn die Todtengräber mit einer leichten Schicht Erde bedeckten. Die Oberfläche solcher Aushöhlungen verrieth ein durchwühltes Erdreich, das aber eben und glatt war. Man sah das Haar des Maulwurfs darauf.

Man hob die Maulwürfe einen Augenblick in die Höhe; unter den einen fand man drei Todtengräber und unter dem andern fünf. Die Arbeit wurde dadurch nicht unterbrochen; unsere Kleinen Insekten fuhren sogar noch mit mehr Thätigkeit darin fort. Diese Insekten sind höchstens fünf Linien lang. Bald nachher bemerkte man den Körper des Maulwurfs in schwankender Bewegung. Er erhält eine wagrechte Lage, wenn kein Hinderniß, z. B. ein Stein oder eine Wurzel, im Wege ist; ist aber dies der Fall, so begraben den Maulwurf, der einmal mit Erde bedeckt ist, die Todtengräber so, daß sie ihm eine senkrechte oder gebogene Stellung geben, wo sie ihn entweder beim Kopfe oder beim Schwanze hinziehen.

Abends gegen acht Uhr war der Maulwurf begraben, aber oberflächlich; er war bloß mit zwei bis drei Linien Erde bedeckt; die Arbeit schien abgebrochen zu seyn. Allein den andern Morgen sehr frühzeitig war der Maulwurf schon einen halben Fuß tief vergraben; man grub ihn aus, welches den Todtengräbern sehr unangenehm war, wenn man nach dem starken durchdringens

den Geräusch urtheilen soll, das man für ein Schreien oder Pfeifen nehmen kann. Dies Geräusch kommt von dem Schlagen an den Brustharnisch an dem hintern Theil des Kopfes her, der die Gestalt eines Halses hat.

Zwei Tage darauf war der Maulwurf über einen Fuß tief eingegraben. Man grub ihn nochmals aus; seine Haut war unberührt, aber alle Haare waren weg. Man öffnete ihn, um die Larven des Todtengräbers zu sehen, allein man wurde nichts davon gewahr. Diese Untersuchung war freilich etwas oberflächlich angestellt, es ließen sich daher keine Folgerungen daraus ziehen.

Nach sieben Tagen endlich scharrete man den Maulwurf nochmals aus und man fand, daß er immer noch so tief lag; sein Körper war nicht mehr so groß; man sah auch keine Todtengräber mehr; alle waren verschwunden, und der Zweck der Natur war erreicht; dies ist die Wiedererzeugung derselben.

Allein was findet man denn bei dem Körper des Maulwurfs? — den teutschen Naskläfer (*silpha germanica*), der sich ganz allein da aufhält, in Trauer gekleidet ist, und um den Leichnam des in Fäulniß übergegangenen Maulwurfs Wohlgerüche ausdünstet. Der teutsche Naskläfer hat nicht die lebhaften Orangenfarben, die man an dem französischen antrifft, dem man deshalb den Namen des ungarischen Gespinnstes gegeben hat. Der teutsche Naskläfer sieht schwarz an, verbreitet einen starken durchdringenden Moschus-

geruch um sich, und verwandelt auf diese Art das Stickstoffgas und die stinkende Feuchtigkeit, die die faulen Körper entwickeln, in welche er seine Eier legt, und die die Wiege seiner Jungen werden, in etwas Wohlriechendes.

Was ist nun aus unsern Todtengräbern (coleopteres fossoyeurs) geworden? — Haben sie ihre Eier in den Maulwurfsleichen gelegt? Dies ist ohne Zweifel der Fall: denn dies ist der Zweck ihrer beschwerlichen Arbeiten. Wenn sie aber diese Absicht der Natur erfüllt haben, sterben sie alsdann eines natürlichen Todes? Man trifft nichts von ihnen mehr bei dem Leichname des Maulwurfs an. Sind sie etwan eine Beute des teutschen Todtengräbers worden? Dieser ist viel stärker und ist funfzehn Linien lang, und befindet sich allein auf diesem Posten. Legt er etwan seine Eier auch in den Leichnam des Maulwurfs? Dies ist nicht wahrscheinlich, denn seine Jungen würden jene des Unfrigen auffressen. Kommt er etwan bloß, um zu fressen? Warum läßt er aber die Haut des Maulwurfs unberührt? Man steht wie viele Fragen noch zu beantworten sind, ehe man Gewißheit erlangt. Übrigens ist der teutsche Naskäfer in Frankreich selten.

Ein andermal hatte ich wieder einen Maulwurf in einer Schlinge gefangen und sein Körper war noch warm. Ich legte ihn auf ein Garztenbett, und nach einer Viertelstunde war er schon von kleinen schwarzen dunkelgrünen Käfern

(hister aeneus) umringt. Man kann sich gar keine Vorstellung von der Thätigkeit dieser Insekten machen; sie gehen, kommen, fliegen und laufen schnell davon. Der Maulwurf wird beerdigt, der hister aeneus bemächtigt sich seiner und schießt ihn oder vielmehr raßt ihn. In großen Schaaren dringen sie zwischen dem Maulwurfs und der Erde ein, und legen eine ungeheure Menge Würmer dahin; der Bauch des Maulwurfs ist ganz damit bedeckt: nicht lange darauf berauben sie ihn aller seiner Haare und die Todtengräber stellen sich ein, und so wie diese ankommen, verschwindet der hister aeneus und der Maulwurf wird nunmehr unverzüglich begraben. Den andern Morgen früh sah ich nichts mehr von demselben; er war gänzlich unter der Erde.

Niemals findet man mehr als fünf Todtengräber beisammen, die einen Maulwurf begraben. Manchmal beläuft sich ihre Anzahl nur bloß auf drei bis vier. Man legte einmal zehn Maulwürfe hin, und bei jedem fand man diese bestimmte Anzahl von Todtengräbern. Ohne Streitig lehrt sie der Instinkt, daß der Leichnam der Entwicklung der Larven von drei, vier bis fünf Todtengräbern günstig sey. Allein welchen Zweck hat denn die Natur bei dem Begräbnisse des Maulwurfs? So viel kann man als gewiß annehmen, daß sie dabei nicht den Todtengräber zur Absicht hat: denn diesem dient jeder Körper eines todten Thieres zur Ausbrütung seiner Jungen,

und man trifft Todtengräber an, wo es keine Maulwürfe giebt. Hingegen, wo man Maulwürfe findet, lassen sich auch Todtengräber sehen, es müßte denn der Boden für sie gar zu ungünstig seyn. Ohne Zweifel hatte die Natur bey dem Begraben des Maulwurfs die Erhaltung seiner Art zur Absicht: denn wenn er in seinem unterirdischen Gange verfaulen müßte, so würde die Verpestung der Luft den andern Maulwürfen nachtheilig seyn, da hingegen, wenn der Maulwurf begraben wird, für die Erhaltung seiner Art gesorgt ist.

30.

Riesennmäßige Kinder.

Im Jahr 1752 wurde zu Duendorf im Stifte Osnabrück ein Knabe von natürlicher Größe geboren, dessen widernatürlicher Wachsthum gleich nach dem ersten Vierteljahre anfieng; nach dieser Zeit wollte er nicht mehr mit der Muttermilch zufrieden seyn; die Eltern mußten ihm daher andere Speisen, welche meistens aus Mehlbrey, und in Milch eingeweichter Semmel bestanden, reichen. Als er ein halbes Jahr alt war, hatte er schon fast alle Zähne, war dabei unruhig,

schief wenig, und behielt seine starke Ekstase. Ungeachtet seine Gesundheit in keinem Stücke litt, so konnte er doch nicht zum Gehen gelangen. Im Sommer 1754 bekam er die Kinderblattern sehr zahlreich, wobei er sich in der Diät nicht im geringsten einschränkte, und während dieser Krankheit, welche er ohne Narben und ohne andere üble Zufälle überstand, ließ er sich im Dorfe herumfahren. Beynabe nach Verlauf eines Jahres stand er einen sehr heftigen Blutfluß aus dem Munde und der Nase aus, welcher jedoch weder unangenehme Folgen nach sich zog, noch seinem Wachsthum Schranken setzte.

Im Jahr 1756 sah ihn der Hofrath Spitz (s. Aufsatz im 3. Band des Magazins der Berliner Gesellschaft naturforschender Freunde), als er völlig vier Jahre alt war, und fand seine Größe und Dicke nach Rheinländischem Maße in folgendem Verhältnisse: der Kopf war im Umfange einen Fuß 8 Zoll dick; das Gesicht beinahe einen Fuß lang und breit; die Nase, Augen, Mund und Zähne waren klein, die Ohren etwas groß, die Backen aber desto größer. Die Brust und der Leib vom Halse bis auf die Hüften waren zwei Fuß lang, die Dicke um den Unterleib betrug drei Fuß und eilf Zoll; die Arme an den Schultern waren dreizehn, nahe an den Händen aber eilf Zoll dick, jede Lende betrug im Umfange zwei und zwanzig Zoll, und die Waden vierzehn Zoll; die Länge der Arme und Füße war dem Alter angemessen. Die Knochen hatten zwar eine beträcht-

lichere Dicke als bei andern Kindern gleiches Alters; indessen waren sie doch noch nicht stark genug, um die Last des Körpers tragen zu können. Er konnte daher auch noch nicht gehen, sondern wurde auf einem Kollwagen umher gefahren. Wenn er aufgehoben und gehalten wurde, wozu zwei Personen erforderlich waren, maß er drei Fuß und zehn Zoll. Sein Gewicht konnte nicht bestimmt werden, da im ganzen Dorfe keine so große Waage anzutreffen war; es mochte indessen wohl zweihundert Pfund betragen. Im Gesicht sah dieser Knabe munter und roth aus, und im Sitzen bemerkte man das Widernatürliche seiner Bildung nicht so sehr. Die Gesichtszüge waren sehr ernsthaft, die Handlungen aber bei ihm kindisch; doch fand sich bei ihm Verstand und Klugheit in einem höhern Grade als bei andern Kindern. Sehr leicht wurde er zornig, und weinte, wenn man sich nach seinem Willen zu bequemen weigerte.

Er konnte in den letzten Jahren seines Lebens doch noch mittelst eines dicken Stocks, woran er sich hielt, einigermaßen gehen; allein seine Ehrlust blieb nicht nur, sondern nahm sogar noch mit den Jahren zu. Indessen wuchs sein Körper nicht in eben dem Verhältnisse fort, in welchem dies in den ersten Jahren geschehen war. Die geringste Bewegung setzte ihn in Schweiß, und jede Erkältung zog ihm Husten zu, wobei er jedoch nie einigen Schleim auswarf. Im achten Jahre starb er an einer Erstickung, ohne daß man vorher eis

ne Abnahme an seiner widernatürlichen Größe, und an seinem Gewicht bemerkt hätte.

In die nämliche Klasse von Kindern kann man auch das von de Sauvage erzählte Beispiel eines Knaben, Namens Jakob Tale setzen, welcher aus einem in der Diöces Alais gelegenen Dorfe gebürtig, und in einem Alter von fünfzehnhalb Jahren noch außerordentlich klein war, ob er gleich eine sehr dauerhafte Leibesbeschaffenheit hatte. Während dieser Zeit bemerkte man nichts Außerordentliches an ihm, als eine sehr starke Eszlust, welche man durch sehr viele grobe und in dieser Gegend gewöhnliche Speisen zu stillen suchte. Sobald er aber zu wachsen anfing, so geschah dies mit einer solchen Geschwindigkeit, daß er in einem Alter von fünf Jahren schon vier Fuß und drei Zoll, und einige Monate nachher vier Fuß und eif Zoll lang war. Im sechsten Jahre hatte er eine Höhe von fünf Fuß, und war auch verhältnismäßig dick. Er wuchs, so zu sagen, zusehend. Merkwürdig ist es bei diesem Falle, daß dieser Knabe keine Krankheit vorher ausgestanden hatte, und daß er auch keine andere Unbequemlichkeit, als den Hunger von einer Mahlzeit bis zur andern, kannte.

Von seinem fünften Jahre an veränderte sich seine Stimme, sein Bart kam zum Vorschein, und wuchs so stark, daß er im 6. Jahre dem Barte eines 36 jährigen Mannes glich, kurz man sah damals die untrüglichen Merkmale der Mannbarkeit.

Obgleich sein Verstand mehr ausgebildet war, als er gewöhnlich bei Kindern von diesem Alter zu seyn pflegt, so war doch das Wachsthum desselben nicht im gehörigen Verhältnisse mit dem Körper. Seine Mienen und sein Betragen waren kindisch, so sehr er auch in seiner Taille einem vollkommen ausgewachsenen Menschen glich. Dies machte beim ersten Anblicke einen sonderbaren Abstich.

Seine Stimme war ein völliger Tenor, und man hörte ihn nicht anders, als mit einer gewissen Hitze reden. Seine außerordentliche Stärke machte ihn zu Feldarbeiten geschickt, ungeachtet selbige in den dassigen Gegenden sehr beschwerlich sind. Als er sechs und ein halb Jahr alt war, trug er auf seinen Schultern Lasten von hundert und fünfzig Pfunden, so oft er von Neugierigen durch Geschenke dazu ermuntert wurde. Man glaubte damals, daß er zu einer außerordentlichen Größe gelangen würde, allein diese Hoffnung verschwand auf einmal, den er bekam krumme Beine, sein Körper nahm ab, seine Kräfte verschwanden, und seine Stimme ward merklich schwächer. Man schrieb diese unangenehmen Veränderungen dem übertriebenen Gebrauche seiner Kräfte zu. Er erholte sich auch nie wieder, und starb nach einigen Jahren an einer völligen Entkräftung.

Noch merkwürdiger als die beiden Kinder ist das Beispiel, dessen man in dem *mercure de france* im November Monat von 1735 aufgezeichnet findet. Dies Kind war damals eilf Monate alt, über vier und einen halben Fuß

hoch, und mehr als vierzig Zoll dick. Seine Arme hatten beim Ellenbogen acht Zoll im Umfange, und seine andern Glieder waren nach Verhältniß dick. Es konnte von seinen Füßen schon einen vollkommenen Gebrauch machen, sprach aber nur einige Worte und zwar sehr undeutlich. Es nahm alle Tage außer der Muttermilch eine Kanne Kuhmilch zu sich, und verzehrte noch überdies mit vieler Begierde eine ansehnliche Portion Brod. Die damalige Gouvernantin der kaiserlichen Niederlande, die Erzherzogin Maria Elisabeth, ließ es nach Brüssel kommen, und durch ihre Aerzte untersuchen. Diese versicherten, daß es nicht lange leben würde, da es eben so groß und stark als andere Kinder auf die Welt gekommen wäre, und folglich die Natur in so kurzer Zeit bei seinem Wachsthum sich allzusehr angestrengt hätte. Es wird aber nicht angeführt, ob diese Voraussetzung auch eingetroffen ist.

Bei manchen Kindern tritt ein solches Wachsthum etwas später ein, als es in den hier erzählten Fällen geschehen ist. Gemeinlich überladet man die Kinder mit all zu vielem Essen, erregt dadurch eine Art von beständigen unnatürlichem Hunger in ihnen, und da man sie auch keine Bewegung machen läßt, so schwillt der Körper nach allen Seiten hin gleichsam an. Es sind mir zwei Beyspiele von Knaben bekannt, die gegen das 10. Jahr hin außerordentlich zu wachsen, und dick zu werden anfiengen: beide waren Lieblingskinder der Mütter, die ihnen nie genug zu

essen geben zu können glaubten, und sie daher beständig mit einem übermäßigen Vorrathe von Lebensmitteln versorgten. Als der eine vierzehn Jahr alt war, so währte man in ihm einen Jüngling von 25 Jahren zu erblicken, so lang war er, ob schon seine Dicke noch weniger diesen Jahren angemessen war. Da sich aber dieser junge Mensch viele körperliche Bewegungen machte, so hat sich seine Dicke nach und nach verlohren. Der andere ist jezo etwa vierzehn Jahr alt; und ob er schon nicht lang ist, so ist er doch gewaltig dick. Sein Gang und seine Manieren verrathen einen erwachsenen Menschen, seine Stimme aber ist noch sehr jugendlich; er ist kaum im Stande, einige Treppen hoch zu steigen, weil ihm das Steigen sehr beschwerlich fällt.

31.

Der Agami oder Trompetervogel.

Dieser Vogel hält sich in den großen Wäldern von Südamerika in zahlreichen Völkerschaften auf. Er lebt auf Bergen und in hohen Gegenden, und läuft mehr und zwar auch geschwinder, als er fliegt. Er ist groß, schön und in vieler Hinsicht merkwürdig. Das Auffallendste aber bei diesem Vo-


gel besteht darin, daß er unter allen Vögeln dem Menschen am meisten zugethan ist, und daß er dessen Gesellschaft außerordentlich liebt. In diesem Stücke übertrifft er das ganze Vögelgeschlecht eben so sehr, als der Hund hierin alle andere vierfüßige Thiere übertrifft. Er hat sogar den Vorzug, der einzige in seiner Art zu seyn, der diesen Geselligkeitstrieb und eine entschiedene Liebe für seinen Herrn äußert, anstatt daß der Hund unter den vierfüßigen Thieren zwar das erste, aber nicht das einzige ist, daß diese Anhänglichkeit hat.

Die Dankbarkeit, Liebe und Treue des Agami gegen seinen Herrn und Wohlthäter, der ihn erzogen hat, würde manchen undankbaren Menschen beschämen. In diesem Betrachte ist dies Thier der größten Aufmerksamkeit werth, weil man es gewiß mit seiner Abrichtung noch viel weiter bringen würde, wenn man sich mehr damit zu beschäftigen die Mühe geben wollte. Der Agami ist mit sehr leichter Mühe zahm zu machen, und alsdann läuft er frei herum, eilt seinem Herrn entgegen, wenn er ihn wieder sieht, hüpfet um ihn herum, macht ihm tausend Schmeicheleien, und giebt seine Freude insbesondere durch innere Töne, die er tief in seinem Leibe hervorbringen kann, zu erkennen. Kann er hingegen eine Person nicht leiden, so haßt er sie in die Weine, verjagt und entfernt sie von sich, so weit er kann, woran nicht immer vorhergegangene Neckereien Schuld sind. Eine bloß unangenehme Gestalt, oder ein übler Geruch gewisser Personen sind im Stande,

diesem Vogel den größten Widerwillen gegen sie einzufloßen. Er gehorcht der Stimme seines Herrn sehr willig, geht auch zu andern Menschen, die ihn rufen, wenn sie nur sonst nichts Widriges für ihn an sich haben. Er liebt das Streicheln und Kratzen ungemein, und reicht in dieser Absicht Kopf und Hals beständig dar, verlangt auch wohl diese Gefälligkeit, wenn er daran gewöhnt ist, mit Ungeßüm. Er weiß es ganz genau, wenn es zu Tische geht, und stellt sich ungerufen ein. Vorher aber, ehe er etwas zu fressen anrührt, jagt er alle Hunde und Katzen aus dem Zimmer und macht sich allein Meister davon. Dabei ist er so muthig und herzhast, daß ihm Hunde von gewöhnlicher Größe jederzeit, wiewohl oft erst nach einem langen Gefechte, den Wahlplatz überlassen müssen. In diesem Kriege weiß er mit Kunst und Geschwindigkeit den scharfen Zähnen der Hunde dadurch auszuweichen, daß er sich, ehe sich der Feind versiehet, in die Höhe schwingt, wie ein Pfeil auf ihn herunterstürzt, und ihm die Augen auszuhacken, oder ihn mit dem Schnabel und den Krallen auf alle mögliche Weise zu verwunden sucht. Und ist der Sieg einmal auf seiner Seite, so verfolgt er den Feind mit der größten Wuth, und würde ihn vielleicht tödten, wenn man sie nicht von einander trennte. — Da sich der Agami gewöhnlich der Hofhühner treulich annimmt, und sie gegen Raubvögel und andere schädliche Thiere herzhast beschützt, so will man sogar behaupten, daß er bei den Schaafen statt des Hundes sehr

wohl zu gebrauchen seyn würde. In den Strafsen von Cayenne laufen viele dieser Vögel beständig frei herum. Sie gehen auch zur Stadt hinaus, und stellen sich immer zur rechten Zeit in den Wohnungen ihrer Herren wieder ein. Man kann sich ihnen nähern, so oft man will, nur muß man nichts ihnen Widriges an sich haben. Fast alle diese zahmen Agamis haben die besondere Gewohnheit, daß sie sich unter fremden Personen, die sie noch gar nicht gesehen haben, dann und wann eine auswählen, der sie beständig in und auffer der Stadt nachgehen, und die sie niemals verlassen. Man mag alsdann seine Wege verändern, wie man will, man mag sich verstecken wollen, oder in ein Haus gehen, — der Agami folgt, und wartet vor dem Hause so lange, bis man wieder herauskommt. Er läuft, wenn man läuft, und stellt sich neben die Person, die einmal sein Augenmerk ist, wenn sie still steht, und dies dauert wohl zwei bis drei Stunden lang. Es giebt sogar einige darunter, die einem jeden Fremden, der ihren Herrn besucht, das Geleite geben, und ihn im Garten durch Alleen und Gänge so lange begleiten, bis er sich aus dem Gebiete des Hauses gänzlich entfernt hat. Auch ist dieser sonderbare Vogel nicht ohne Eifersucht gegen die Menschen und andere Geschöpfe, welche die Gunst seines Herrn mit ihm zu theilen scheinen: daher er denn sehr oft Nezer und andere Bediente, wenn sie sich ihrem Herrn bei Tische nähern wollen, mit seinem Schnabel in die Beine haßt.

Etwas Ausgezeichnetes hat dieser Vogel darin, daß er dumpfe, hohle und tiefe Töne aus dem Innern seines Leibes von sich zu geben im Stande ist, von denen viele geglaubt haben, sie würden durch den Hintertheil seines Leibes herausgebracht. Von dieser sonderbaren Eigenschaft, hat er ohnfreitig den Namen Trompetervogel erhalten. — Die Töne läßt der Agami vorzüglich hören, wenn er vor Freuden über das Wiedersehen seines Herrn, um ihn herumläuft, oder gekrzt und gestreichelt wird. Und man kann leicht verführt werden, dem eben angegebenen Ausgange dieser Töne Glauben beizumessen, weil der Vogel bei dieser Gelegenheit Brust und Bauch, und besonders den Hintertheil des Leibes sehr stark bewegt. Nachdem man aber den innern Bau seines Körpers genau untersucht hat, so weiß man, daß er zwar diese Töne innerlich hervorbringen kann, daß diese aber nicht durch den Hintertheil seines Körpers, sondern durch eine sehr unmerklich kleine Oeffnung seines Schnabels, ihren Ausgang finden.



Ein Frauenzimmer, das ohne Zunge gut
sprechen kann.

Dieser sonderbare Vorfall wurde von dem Bischoffe zu Rochester, Wilcox, bescheinigt, der zur Zeit, als sich dies zutrug, Kaplan der britischen Faktorei zu Lissabon war, und in einem aus dieser Stadt vom 3. September 1707 datirten Briefe, der der königlichen Gesellschaft in London vorgelegt ward, davon Nachricht gab, wovon wir folgenden Auszug mittheilen wollen.

„Der Graf d' Ericeyra, ein gelehrter und in der Physik erfahrner Mann, brachte von den Grenzen Portugals ein Frauenzimmer mit sich nach Lissabon, das keine Zunge hat, und gleichwohl sehr gut spricht. Dieses Frauenzimmer ist siebenzehn Jahr alt, aber nicht größer als ein Mädchen von sieben oder acht Jahren. Ich war selbst in des Grafen Pallaste, und ließ diesem merkwürdigen Frauenzimmer jeden Buchstaben des Alphabeths hersagen, den es zu meiner Verwunderung sehr vernehmlich aussprach. Man sieht an diesem Mädchen auch nicht das Geringste von einer Zunge oder etwas Aehnliches; jedoch bemerkte ich, daß sich die Zähne auf beiden Seiten des untern Kinnbackens sehr einwärts bogen, und fast zusammenstießen. Den Mangel der Zunge

fühlt sie am meisten beim Essen: wenn Andere die Speisen mit der Zunge herumdrehen, so ist sie genöthigt, sich hierzu eines Fingers zu bedienen. Sie behauptet zwar, daß sie bei dem Genusse der Speisen jeden Geschmack sehr gut unterscheiden könne, indessen glaube ich dennoch, daß dieser sehr unvollkommen seyn müsse. Ob sie gleich sehr deutlich und vernehmlich spricht, so ist ihre Stimme doch ein wenig hohl, und gleicht der Stimme alter Leute, welche die Hälfte der Zähne verloren haben. "

Die Blutigel auf der Insel Ceylon.

Außer den Blutigeln, die die Apotheker zur Vertreibung von Geschwulsten und zur Abzapfung des verderbten Blutes brauchen, giebt es auf Ceylon noch eine andere Art, die sich in den Wäldern und an sumpfigten Orten in ungeheuern Schaaren aufhält. Besonders ist dies der Fall der Regenzeit, wo sie jedem, der daselbst reist, außerordentlich zur Last fallen. Sie sind sehr klein, und nicht viel größer als eine Stecknadel, und haben eine dunkelroth gesprenkelte Farbe. Sie kriechen nicht wie ein Wurm, oder wie die Blut-

igel, die man in Europa zu sehen gewohnt ist, sondern sie springen beständig, indem sie zuerst den Kopf wo anstemmen, und dann ihren Schwanz mit einem schnellen Rucke nachbringen, während sie zugleich den Kopf wiederum fortschleudern, um weiter zu kommen. Auf diese Art bewegen sie sich so außerordentlich schnell, daß sie, ehe sie der Reisende noch gewahr wird, ihm schon auf den Kleidern sitzen, wo sie sogleich durch eine Oeffnung einen Weg zur Haut zu finden suchen. Sobald sie diese erreichen, fangen sie Blut zu saugen an, und da sie dies sogar durch die leichte Kleidung die man in diesem Klima trägt, bewerkstelligen können, so ist es beinahe unmöglich, zur Regenzeit durch die Wälder und sumpfigten Gegenden zu reisen; ohne mit Blut überdeckt zu werden.

Auf unserer Reise nach Candy, (erzählt Percival in seiner Beschreibung von Ceylon) wo wir durch die schmalen Pfade in den Wäldern marschirten, wurden wir schrecklich von diesem Ungeziefer geplagt: denn wenn irgend jemand von uns sich niedersezte oder nur einen Augenblick stille stand, so konnte man versichert seyn, daß er sogleich von einer Menge dieser Blutigel angegriffen werden würde, und ehe wir sie los werden konnten, waren schon unsere Handschuhe und Stiefeln voll Blut. Dies war mit keiner geringen Gefahr verknüpft: denn wenn ein Soldat vor Trunkenheit oder Müdigkeit auf die Erde gefallen und eingeschlafen wäre, so würde er sich zu Tode geblutet haben. Des Morgens, wenn ich auf

stand, fand ich oft, daß mein Bettzeug und meine Haut auf eine beunruhigende Art mit Blut bedeckt waren. Die Holländer verloren verschiedenes nemal auf ihren Märschen ins Innere mehrere von ihren Leuten, und als wir aufbrachen, sagten sie uns, daß wir unsere Reise vor dieser Plage kaum würden machen können. Allein ob wir schon fürchterlich geplagt wurden, so entkamen wir doch alle ohne irgend einen ernsthaften Zufall.

Sowohl Thiere als Menschen sind den Anfällen dieser Blutigel ausgesetzt. Besonders ist dies mit den Pferden der Fall, und da diese, wenn sie solche Geschöpfe fühlen, fürchterlich ausschlagen und sich bäumen, um sie los zu werden, so ist es sehr gefährlich, durch die Wälder im Innern der Insel zu reiten.

34.

Der Bierhund.

In Gl... hat der Apotheker F — einen Hund, der Nette heißt, und, wegen seines besondern Appetits zum Biersaufen, durchgängig unter dem Namen Bier-Nette bekannt ist. Dieser Hund, eine Art schwarzen Spitzes, ist weiblichen Ge-

schlechts. Ob er nun schon seit 9 Jahren, richtig alle Jahre zweimal, 4, 5, 6 und mehrere Junge wirft, und diese 4 und oft mehrere Wochen an ihm saugen, so bleibt er dabei doch immer speckfett. — Sein feiner Geruch geht so weit, daß er täglich, zur Abendzeit, an den gewöhnlichen öffentlichen Orten zu treffen ist, und daselbst um Bier anspricht, auch die brauberechtigten Bürger, welche eben Bier schenken, aufsucht, und sich als Biergast zwei und mehrere Stunden daselbst aufhält, obgleich sein Herr oft diese Orte mit keinem Fuße betritt. Durch ewiges Mauen, Herumschwänzeln und Kraxen giebt er seinen unwiderstehlichen Appetit nach Bier den Anwesenden zu verstehen. — So kauft er, wenn er mildthätige Herzen findet, anderthalb Dresdner Kannen, und auch wohl drüber, einfaches, und, wenn er es haben kann, Doppelbier, worauf er denn sehr vergnügt, und oft zickzack nach Hause geht. — Mit seiner großen Begierde zum Bierlaufen, verbindet er auch die außerordentliche Delikatesse, daß er nur reines, helles und frisches, aber kein gestandnes trübes Bier, z. B. nicht solches, welches über das Maas in das sogenannte Schenkfaß übergelaufen ist, trinkt.

Thomas Parre, der 152 Jahre 8 Monate
alt geworden ist.

Der Mensch kann sein Leben willkürlich verlängern, sobald er in sich durch Vorstellungen eine Stimmung erweckt und unterhält, welche der Gesundheit des Körpers und Geistes vortheilhaft ist.

Unter den Greisen, welche durch das hohe Alter, das sie erreichten, einen großen Ruf erlangt haben, ist der Engländer Thomas Parre einer der berühmtesten. Seine Lebensumstände sind für den Menschenforscher eben so merkwürdig, als sie für seine Zeitgenossen interessant und be-
lustigend waren.

Er wurde im Jahre 1483 zu Winnington im Kirchspiele Alderbery, in der Grafschaft Salop geboren; seine Eltern waren Bauern. Im Jahre 1543 gieng sein 30jähriger Pacht zu Ende, als er 60 Jahre alt war, und er erneuerte ihn wieder mit seinen Pachtberrn, Lewis Porter, auf 10 Jahre 1565. In seinem 82sten Jahre heirathete er zum erstenmale eine ledige Person, Johanna Taylor, welche 28 Jahre alt war, und ihm einige Kinder gebar, die aber jung wieder starben.

1564 erneuerte er mit dem Sohne seines alten Pacht Herrn seinen Pachttermin auf 20 Jahre, und 1584 wiederum mit dem Enkel desselben. Von diesem letzten Termine an blieb er, ohne weitere Erneuerung, 51 Jahr in dem ungestörten Besitze seines Pachtguts. Gegen das Ende seines Lebens wünschte er den Termin, zu Gunsten seiner zweiten Frau, noch einmal zu erneuern. Allein sein Pacht Herr, welcher der Urenkel seines ersten Pacht Herrn war, schlug es ihm aus dem Grunde ab, weil er nun doch endlich ganz schwach und blind geworden sey, und nicht lange mehr leben könne. Parre bediente sich deshalb einer List, welche ihm auch nach Wunsche gelang. Seine Frau sah einst den Sohn seines Pacht Herrn, den jungen Eduard Porter, durch das Fenster kommen, und als sie ihm dieses sagte, hieß er sie schnell eine Stecknadel neben seinem rechten Fuße in den Boden stecken. Nachdem der junge Porter in die Stube getreten war, und man sich gegenseitig bewillkommt hatte, rief er: Frau, ist das nicht eine Stecknadel, die hier neben meinem Fuße liegt? Ja freilich, erwiderte jene, und hob die Nadel, zum nicht geringen Erstaunen des jungen Porter, von dem Boden auf, welcher mit der Überzeugung davon gieng, daß der alte Mann doch nicht so blind und schwach sey, als man von ihm ausgestreut habe.

In seinem 105ten Jahre, 1588, mußte er in der Kirche zu Alderbery öffentlich Kirchens-

büße thun, weil er sich mit einem Mädchen außer der Ehe eingelassen und ein Kind erzeugt hatte.

Seine Frau überlebte diese sträfliche Untreue nicht lange, sondern starb wenige Jahre darauf. Er hatte sich entschlossen Wittwer zu bleiben, war aber nicht im Stande, den Versuchungen seiner Lüste länger zu widerstehen, und verheirathete sich zum zweitenmal in seinem 122sten Jahre mit Antonie Floyd, mit welcher er 30 Jahre in einer sehr zufriedenen und vergnügten Ehe lebte.

Der alte Mann fieng nunmehr an, berühmt zu werden, und der Graf von Arundel beschloß, ihn nach London an den Hof zu bringen. Er folgte auch ohne Widerrede dahin, und zog die Aufmerksamkeit, nicht nur des Hofes, sondern von ganz England, auf sich, und alles lief hinzu, um den Mann zu sehen, der nunmehr schon in drei Jahrhunderten gelebt hatte. Er wurde aus der königlichen Küche gespeiset, und diese Kost, welche ihm im Anfange nicht schmecken wollte, behagte ihm bald so wohl, daß er sich den Magen überlud, und an den Folgen einer starken Unverdaulichkeit den 5ten Novem-
ber 1635 starb.

Er hatte ein Alter von 152 Jahren 9 Monaten erreicht, und auch nach seinem Tode that man ihm, wegen dieser langen Reihe von Jahren, die Ehre an, daß man ihm sein Begräbniß in der Westmünster-Abtei, unter den Großen der Nation, gab. Man sprach noch eine lange Zeit mit einer Art von Nationalstolz von ihm, und

bei Gratulationen wurde es zur Gewohnheit, daß man sich the years of old Parre (die Jahre des alten Parre) wünschte.

Als ihn König Karl I. bei seiner Ankunft am Hofe fragte: „Parre, du hast länger gelebt, als andere Menschen, was hast du mehr gethan, als andere?“ so antwortete er, ohne sich zu bedenken: „als ich 105 Jahre alt war, that ich Kirchenbuße.“

Man zergliederte ihn nach seinem Tode, und fand alle Eingeweide gesund und im natürlichen Zustande, und man sah aus der Beschaffenheit seines Körpers, daß er noch viele Jahre hätte leben können, wenn er seine einfache Kost, welche bloß aus Milch, Brod, Käse und Halbbier, und an Festtagen aus Cyder bestand, beibehalten hätte. Sein Körper hatte ziemlich viel Fett, und war über und über mit Haaren bewachsen, so daß seine Haut einem Thierfelle glich. Er konnte noch zwölf Jahre vor seinem Tode alle Arbeiten eines Landmanns, als Pflügen und Dreschen, mit Leichtigkeit verrichten.

Der Schweiß löscht den Durst.

Thierische Fettigkeiten besitzen eine ganz besondere Kraft, den heftigsten Durst zu lindern. Dieses beweist die bekannte Geschichte der Engländer, welche zu Calcutta in der schwarzen Höhle eingesperrt waren. Hundert und vierzig Personen, die schon vorher durch viele Strapazen sehr entkräftet waren, wurden in eine sehr enge Kammer gebracht, welche nur zwei mit eisernen Stäben verwahrte Fenster, und also, besonders in einem solchen heißen Klima, wie das von Bengalen ist, fast gar keinen Zugang von frischer Luft hatte. Nach wenigen Minuten geriethen diese Unglücklichen in einen unbeschreiblichen heftigen Schweiß, welchem ein wüthender Durst folgte. Alle schrien nach Wasser, wovon ihnen ein alter Soldat, der die Wache hatte, aus Mitleid etwas reichte. Dieser geringe Vorrath von Getränk war aber wie ein Tropfen, den man auf glühendes Eisen sprengt, und schien ihren Durst nur noch zu vermehren und peinlicher zu machen. Ihr Hauptmann, Herr Holwell, bemerkte dies, und entschloß sich, nicht mehr zu trinken. Er begnügte sich damit, den Schweiß aus seinen Hemdeärmeln zu saugen, und die Tropfen, die ihm vom Gesicht herabranzen, aufzufangen. Eis

ner von den Gefährten seines Glends sahe dies, und raubte ihm von Zeit zu Zeit einen großen Theil seines Vorraths von Schweiß; er gestand nachher, daß er die Erhaltung seines Lebens nur dem Schweiß, den er von Herrn Holwell gesaugt hätte, zu verdanken habe. Dieser Officier hatte vorher einen Versuch gemacht, seinen Urin zu trinken, aber denselben so bitter gefunden, daß er sich nicht hatte überwinden können, einen zweiten Trunk davon zu thun, da ihm hingegen sein Schweiß, wie er versicherte, erquisender als Bristolwasser vorgekommen sey. Aller Wahrscheinlichkeit nach war dieser Schweiß größtentheils Fett, welches, von der ungeheuern Hitze geschmolzen, aus dem Zellgewebe durch die Schweißlöcher herausgedrungen war.

37.

Geschicklichkeiten eines blinden Frauenzimmers.

Vor mehr als 30 Jahren lebte zu Koin-
tonge in Frankreich ein junges Frauenzimmer,
das sich Mademoiselle de Salignat nannte.
Sie hatte ihr Gesicht, als sie zwei Jahr alt war,
verloren. Man hatte der Mutter gerathen, Lau-

benblut auf die Augen ihrer Tochter zu legen, damit sie in den Blattern, die sie damals hatte, nicht Schaden leiden möchte. Allein das Mittel trug so wenig zu dieser Absicht bei, daß es sich vielmehr in die Augen einfräß, und sie ihr Gesicht verlor. Indessen hatte die Natur zum Ersatz dieses schmerzhaften Verlustes ihr persönliche Schönheit, Sanftmuth der Seele, Lebhaftigkeit des Geistes, Schnelligkeit im Begreifen, und viele andere Gaben verliehen, die ihr Unglück etwas mildern konnten.

Sie spielte Karten ohne Anleitung, und oft geschwinder als die Andern von der Partie. Erst machte sie die beyden Spiele, womit gespielt werden sollte, zurechte, indem sie dieselben mit verschiedenen Stücken, aber so unmerklich zeichnete, daß man bei dem schärfsten Anschauen ihrer Zeichen kaum gewahr werden konnte; bei jeder Partie änderte sie diese, und Niemand verstand etwas davon als sie allein. Sie sonderte die Folgen aus, und legte die Karten so, wie sie folgen müssen, mit eben der Genauigkeit, und beinahe mit eben so vieler Leichtigkeit zurechte, als nur diejenigen thun können, die ihr Gesicht haben. Alles, was sie sich von denen, die mit ihr spielten, ausbat, war jede Karte zu nennen, die ausgespielt wurde; und diese merkte sie so genau, und spielte so vortreflich, daß jeder ihre große Stärke in der Verbindung von Begriffen, und ihr herrliches Gedächtniß bewundern mußte.

Ein sehr auffallender Umstand ist es, daß dies Frauenzimmer sogar lesen und schreiben gelernt hatte. Sie führte einen ordentlichen Briefwechsel mit ihrem ältern Bruder, der sich wegen Handlungsgeschäften in Bourdeaux aufhielt, und schrieb ihm alles eigenhändig, was seine Sachen betraf. Wenn man an sie schrieb, so wurden die Buchstaben nicht mit Tinte geschrieben, sondern eingestochen und durch ihr feines Gefühl unterschied sie jeden Buchstaben, indem sie dessen Züge mit den Fingern verfolgte, und so Wort für Wort las. Bei ihrem Schreiben bediente sie sich eines Pinsels, weil sie nicht wissen konnte, wenn die Feder trocken war. Ihr Führer auf dem Papier war ein kleines Lineal, das so breit als ihre Schrift war. Wenn sie den Brief geendigt hatte, so machte sie ihn naß, wodurch die Züge ihres Pinsels fest wurden, und nicht verdunkelt, oder leicht entstellt werden konnten. Die Zeilen waren sehr gerade, die Buchstaben wohl gestaltet, und die Rechtschreibung vollkommen richtig. Anfänglich gab man ihr Buchstaben, die in Pappe gegossen waren, zu befühlen, und brachte es dadurch dahin, daß sie ein A von einem B, und so das ganze Alphabet unterscheiden, nachgebends aber ganze Worte buchstabiren lernte, worauf sie anfieng, so wie sie sich der Gestalt der Buchstaben erinnerte, selbst auf dem Papiere zu zeichnen, und sie endlich so zu stellen, daß Worte und Ausdrücke daraus wurden.

Sie hatte die Cither beinahe von selbst so gut spielen gelernt, daß ihre kleinen Gesellschaften darnach tanzen konnten. Um ihrem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, hatte sie selbst ein Mittel erfunden, ihre Melodien in Papier zu stechen. In der Folge lernte sie von einem ordentlichen Lehrmeister spielen, ausgenommen, daß sie ihre Art, die Noten aufzuschreiben beibehielt, und um solche desto besser zu unterscheiden, wurden ihr die Notenzeilen weiltläufiger gezogen. Sie lernte auch singen, und ihre Sinne waren so fein und scharf, daß, wenn sie eine neue Melodie singen hörte, sie im Stande war, die Noten zu nennen, und solche während des Singens niederschreiben zu lassen.

In figurirten Tänzen wußte sie ihre Sache vortrefflich zu machen, und eine Menuet tanzte sie mit unnachahmlicher Leichtigkeit und Anmuth. Für Frauenzimmerarbeiten hatte sie eine Meisterhand. Sie machte Geldbeutel von vielen Farben, sie nähete und säumte vollkommen wohl, und wußte eben so geschickt mit Marli und Fillet, als mit Knötchenarbeit, umzugehen. Bei ihrer Arbeit fädelte sie sich die Nadeln, so klein sie auch waren, selbst ein. Sie hatte eine Uhr an der Seite hangen, und ihr Gefühl ließ sie in Zählung der Stunden und Minuten keinen Fehler begehen.

Bärenjagd auf Kamtschatka.

Auf Kamtschatka giebt es Bären in großer Menge; sie verhalten sich sehr ruhig, und thun niemand etwas zu Leide, außer wenn sie zur Vertheidigung gezwungen werden. Die Jagd auf dieses Thier ist gefahrvoll; mancher Mensch findet dabei seinen Tod, und doch müssen Viele dieses gefährliche Geschäft wegen ihres Unterhaltes übernehmen. Großmuth ist indessen diesem Thiere nicht fremd: es verschont das Leben eines jeden Menschen, von dem es weiter nichts zu befürchten hat; und man hat kein Beispiel, daß ein Bär jemals ein Frauenzimmer angefallen hätte. Im Sommer ist er fett, im Winter aber mager; die Kamtschadalen essen sein Fleisch als Leckerbissen, sowohl frisch als auch eingesalzen. Die Felle benutzt man zu Matrazen. Weiße Bären giebt es in Kamtschatka nicht häufig, bekanntlich aber werden diese am meisten gesucht. Die Bärenjagd geschieht auf folgende Art: Man vereinigt sich dazu in Gesellschaften; sobald man einen Bär ansichtig wird, tritt ein Jäger hervor, und fängt den Angriff damit an, daß er ihm seinen linken, mit dicken Stücken Holz von oben bis unten gesicherten Arm hinhält. Natürlicher Weise faßt der Bär den Arm; sobald dieses ge-

schehen ist, stößt der Jäger ihm eine Lanze in die linke Schulter, und in demselben Augenblick springt auch die übrige Gesellschaft herbei, und jeder stößt dem Bären seine Lanze in den Leib. Indessen geschieht es oft, daß der Bär die gegen ihn gerichtete Lanze zertrümmert, und sobald der erste Stoß seine Wirkung verfehlt, wirft er seinen Gegner nieder, und erwürgt ihn, oder macht ihn wenigstens auf lange Zeit unbrauchbar. Doch hat man auch noch andere Methoden, den Bär zu fangen. So legt man z. B. unter eine schwere Falle, die auf einem ziemlich hohen Gerüste frei liegt, einen Köder, um den Bär herbeizulocken. Kaum wittert dieser die Lockspeise, so eilt er auch herbei, um sie sich zu holen. Bei dieser Arbeit stößt er nun gewöhnlich an die schwache Stütze der Falle, die sodann auf ihn fällt, und ihm den Kopf, oft auch den ganzen Leib zerquetscht. Indessen läßt sich der Bär nicht so leicht in dieser Falle fangen; oft geht ein Jahr und drüber hin, ehe einer anbeißt; daher bedienen sich nur sehr wenige, des unsichern Erfolgs wegen, dieser Methode. Beliebter, aber freilich auch gefahrvoller ist der offene Angriff. Ein Kamtschadale bewaffnet sich mit seiner kleinen Flinte, seiner Lanze und seinem Messer, und begiebt sich auf die Bärenjagd. Der ganze Vorrath, den er mit sich nimmt, besteht aus einem Bündel von etwan zwanzig gedörrten Fischen. So ausgerüstet dringt er in die dicken Waldungen ein, und sucht alle Derter auf, wo er etwan glaubt, daß das Thier sein Lager

haben könne. Gewöhnlich findet er dasselbe in
Gesträuchen oder Binsen an Seen und Flüssen.
Hier erwartet er standhaft und unerschrocken die
Ankunft des Bären, und oft bleibt er Wochenlang
in seinem Hinterhalte, bis der Feind sich zeigt.
Sobald er ihn bemerkt, und ihn schußrecht hat,
steckt er eine hölzerne Gabel, die an seinem Ge-
wehre hängt in die Erde, und mit Hülfe dersel-
ben kann er sicherer zielen und schießen. Gewöhn-
lich trifft er ihn, und zwar mit sehr kleinen Ku-
geln, entweder in den Kopf, oder an den empfind-
lichsten Theil, in das Schulterblatt.

Sogleich aber muß er wieder laden: denn
fällt der Bär nicht auf den ersten Schuß, so
läuft er in der äußersten Wuth auf den Jäger
los, und dieser behält immer Zeit übrig, noch
einmal abzuschießen. Ist dieses nicht möglich, so
nimmt er seine Zuflucht zur Lanze, um sich ge-
gen das wüthende Thier zu vertheidigen, das nun
als angreifender Theil zu Werke geht. Der Jä-
ger ist in Lebensgefahr, wenn er dem Bär nicht
eine tödliche Wunde beibringt: und natürlich
setzt sich bei einem solchen Kampfe der Sieg nicht
immer auf die Seite des Menschen. Wird der
Bär Sieger seines Gegners, so reißt er ihm die
Haut vom Schädel ab, bedeckt ihm damit das Ge-
sicht, und geht dann davon. Viele Menschen kom-
men bei dieser Jagd ums Leben; allein dies Schick-
sal schreckt die andern nicht ab, sich aufs neue
tagtäglich in Kampf einzulassen, und sich fort-dau-
ernd dieser Gefahr auszusetzen. Sie gehen fast zu

allen Jahreszeiten auf diese Jagd; und nur, wenn die Felder mit Schnee bedeckt sind, verfahren sie auf eine andere Art. Der Bär macht sich nämlich im Herbst ein Lager von Baumzweigen, worin er sich den Winter über aufhält. Dahin fahren nun die Kamtschadalen auf Schlitten, und greifen ihn mit ihren Hunden an. Diese nöthigen ihn, sich zu vertheidigen; er stürzt aus seinem Lager hervor, und wird so tapfer empfangen, daß sein Tod beinahe unvermeidlich ist.

39.

Außerordentliche Wirkung des Weins.

Es ist eine gemeine, und vielleicht auch gut zu erklärende Erfahrung, daß eine Gesellschaft von Menschen, die mehrere Sprachen mächtig sind, wenn sie zur Tilgung des Durstes und zur Beförderung der Verdauung bedurften, allmählig aufhören, in ihrer Muttersprache zu sprechen, und sich statt derselben nicht der so sehr gebräuchlichen Französischen, sondern der Lateinischen bedienen. Solche Erfahrungen kann jeder, der Gelegenheit dazu hat, oft machen, und der Verfasser dieses Aufsatzes würde die Leser dieser Blätter, unter denen vielleicht mancher ist, der sich durch

eigne Erfahrung von dieser Wirkung des Weins¹ überzeugt hat, mit dieser Bemerkung nicht behelligen, wenn sie ihm nicht zur Einleitung einer andern höchst merkwürdigen, und in ihrer Art gewiß einzigen Erscheinung dienen sollte, die eine Wirkung des in einigem Uebermaaß genossenen Weins auf Männer war, deren Namen den Wissenschaften ehrwürdig sind, auf Männer, die als Sterne der ersten Größe glänzen —

Claude Emanuel Luillier, genannt Chappelle, der im Jahr 1686 in einem Alter von ohngefähr 70 Jahren zu Paris starb, und nebst Bachaumont, als Verfasser einer sentimentalischen Reise, dem ersten Muster dieser liebenswürdigen und leichten Dichtungsart, am meisten bekannt ist, erwarb sich durch die Feinheit und Gewandtheit seines Verstandes, und die Munterkeit seines Charakters die vertraute Freundschaft der berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, Racine's, Boileau's, Moliere's, Fontaine's, Berniers u. a. Einst hielten diese Männer, *horrenda nomina!* und mit ihnen Chappelle, zu Anteuil ein besonders frohes und heiteres Abendmahl. Die Becher kreiseten fleißig, und der Champagner schäumte in den Gläsern, wie in den Köpfen der Gäste, und begeisterte sie sämmtlich zu der unmäßigen Freude und ausgelassensten Lustigkeit. Man schwatzte über die Schönheit des Lebens, über die Süßigkeit der Freundschaft, über das göttliche Geschenk des Bacchus, das jede Sorge verjagt, und einer der Gäste rez

citirte eine von den Stellen aus den Oden des Horaz, wo mit den Bildern des Lebensgenusses der Gedanke an das Grab verbunden ist, und siehe da — die ganze Gesellschaft war von dem Gipfel der Freude auf ein Mal in die tiefste Traurigkeit hinab gestürzt. Statt lauten Jubels ertönte nun dumpfes Wechzen, Betrachtungen über das Elend des Lebens verdrängten die Ausbrüche der Freude, und statt des Gedankens: Schön ist des lieben Gottes Erde, und werth, darauf vergnügt zu seyn, dachte man nun nichts, als die nicht allzu röstliche Maxime einiger alten Philosophen: Das erste Glück ist, nicht geboren werden, und das letzte, geschwind sterben.

Hatten sie vorher in Freude und Lustigkeit ausgeschweift, so überschritten sie jetzt in Traurigkeit und Niedergeschlagenheit nicht minder Maas und Ziel. Die Ursache blieb dieselbe, nur wirkte sie, anders gerichtet, anders. Man verfolgte jenen Gedanken einiger alten Philosophen, zerlegte, erläuterte, belegte ihn mit unumstößlichen Beweisen des Elends dieses Erdenlebens, beleuchtete ihn mit den Beispielen von dem freiwilligen Tode mehrerer Philosophen des Alterthums, bewunderte den Heldennuth derselben, und fastete den schönen, großen, edeln Entschluß, jene großen Männer auf der Stelle nachzuahmen, und sich in den nahen Fluß zu stürzen.

Eben war man im Begriff diese Tollheit auszuführen, als der große Moliere, der entwe-

der noch toller, als die übrigen, oder unter mehreren Rasenden der einzige Vernünftige war, der Gesellschaft vorstellte, es wäre Schade, daß eine so schöne That in Dunkelheit vergraben bleiben sollte, und sie verdiene, bei hellem Tage im Angesicht von ganz Paris vollzogen zu werden.

Diese Vorstellung leuchtete allen sogleich ein, und Chappelle rief: Ja, meine Herren, wir wollen uns nicht eher, als morgen früh ersäufen, und indeß den noch vorhandenen Wein austrinken. Und morgen früh — dachte kein Mensch mehr ans Ersäufen.

40.

Musikalisch's Gehör einer Taube.

Ich sah, erzählt die Engländerin Piozzi diesen Morgen einen sehr merkwürdigen Beweis, wie zähm die Thiere gemacht und, und wie weit ihre Fähigkeiten ausgebildet werden können. Der berühmte Ferdinand Bertoni, ein Componist, der sich lange Zeit in London aufgehalten hat, lebt hier zu Venedig, an seinem Geburtsorte, und hält sich, weil er ein großer Freund von Thieren ist, eine Taube. Dieses Geschöpf hat durch die

Gewohnheit, seinem Herrn Gesellschaft zu leisten, so viel Geschmack an Musik gewonnen, und ein so vollkommenes musikalisches Gehör bekommen, daß man, wenn man sein Benehmen sieht, keinen Augenblick an den wahren Vergnügen zweifeln kann, womit es Bertoni spielen und singen hört. Sobald er sich ans Instrument setzt, schwingt die Taube die Flügel, fliegt auf das Pianoforte, und bezeugt ihm ihre Freude. Sobald er aber, oder ein Anderer, eine Note falsch greift, oder einen Mißklang auf den Saiten hervorbringt, verrieth sie jedesmal große Angst und Unwillen, und wenn man sie zu lange quält, so wird sie ordentlich wüthend, und haßt den Spieler so derb in die Hände und Füße, daß er an dem Ernste ihres Unwillens nicht länger zweifeln kann. Ein eben gegenwärtiger Freund versicherte, daß er sich fürchte vor einem so strengen Kritiker das Klavier zu berühren. Wir lachten über diese Aeußerung; allein Bertoni versicherte, daß das Urtheil der Taube noch nie ausgeblieben wäre, und daß er sie oft aus dem Zimmer entfernen müsse, um seine Musikschüler nicht zu beleidigen oder ihnen beschwerlich zu seyn. Übrigens sah ich nichts besonderes an ihr, außer, daß sie ungewöhnlich kirre war, und gegen ihren Herrn eine außerordentliche Anhänglichkeit zeigte; denn, ob ihr gleich nie die Schwungfedern ausgezogen, und kaum die Federn etwas abgestuht worden sind, so sucht sie doch nie fortzuzliegen oder den Dienst ihres Herrn zu verlassen.

Abendungsvolle Träume.

Zur Zeit des siebenjährigen Krieges arbeitete C. aus P. als Schneidergeselle in D. Froh und unbefangen, wie so mancher junge Mensch, der mit seinem Metier als Handwerksbursche sein Brod reichlich verdient, und übrigens weder Nahrungsorgen noch andre Leiden der eleganten Welt kennt, lebte auch dieser. — Nur 13 Meilen war er von seinem Geburtsorte entfernt, den er bisweilen besuchte, und immer fand er seine Anverwandten wohlthun. Einst als er des Nachts ruhig und sorglos schlief, störte ein fürchterlicher Traum seinen erquickenden Schlaf. Der ihm bekannte Leichenbitter seines Geburtsorts stand im völligen Trauerornate vor seinem Bette, und meldete ihm, daß er den und den Tag zu Beerdigung seiner Schwester, die er als Kind am liebsten gehabt hatte, nach Hause kommen möchte, da sie so eben an den Pocken gestorben sey. G., den dieser Traum so erschreckte, daß er darüber aufwachte, und die ganze Nacht nicht wieder einschlafen konnte, weil er nur ohnlänglich diese seine Schwester noch gesund gesehen hatte, wurde so unruhig, daß er mit Sehnsucht dem nächsten Posttage entgegen sah. Er kam, und mit ihm ein schwarz gesiegelter Brief, welcher

ihm den Tod seiner lieben Schwester anzeigte, die zu eben der Zeit, wo der Traum G. aus dem Schlafe erweckte, wirklich an den Pocken gestorben war. —

Ein anderer schrecklicher Traum, der in Erfüllung gieng, ist folgender: Im Kloster J., welches ein Pr. Grenzstädtchen ist, lebte, wenn ich nicht irre, noch im Jahre 1801 ein Brauer, der einen Knaben von 11 — 12 Jahren hatte, welchen man bisweilen, um etwas zu holen, in die nächste Stadt J. schickte. Einst bekräftigt die Frau des Brauers ein fürchterlicher Traum von eben diesem ihrem Knaben, daß ihm ein Unglücksfall begegnet wäre. Sie hatte früh beim Erwachen den Traum noch lebhaft vor Augen und erzählte ihn sogleich ihrem Gatten.

Dieser sucht seiner Frau, da, wie bekannt, Weiber meist immer ein feineres und reizbareres Nervensystem haben, das Schreckliche dieses Traumes auszureden und sie zu beruhigen. Von ohngefähr trifft es sich, daß man eben an diesem Morgen den Knaben nach der nah gelegenen Stadt J. schicken muß. Froh und munter besorgt der Knabe seine Aufträge, bis ihn sein Weg in J. unter dem Rathhause weg führt. Hier legt man eben ein Ziegeldach auf, und ein Ziegel ist im Herunterfallen, als eine nahe dabei stehende Schildwache dem Knaben zuruft aus dem Wege zu gehen. — Doch dieser, ehe er den Zuruf noch

hört, liegt schon, vom Siegel getroffen, halb todt zur Erde geworfen.

Mit der schärfsten Seite hatte der fallende Siegel den Unglücklichen auf den Vorder Scheitel getroffen und ihm eine tiefe Wunde in den Hirnschädel gedrückt.

Die Ärzte der Stadt, welche die Wunde sogleich untersuchen, finden sie fast tödlich, weil ein ganzes Stück des Knochens in mehrere Scherben zerschmettert, in das Innerste hinein gedrückt war. — Aus Mangel an dazu gehörigen Instrumenten schickt man sogleich par Estafette an eine nur 3 Meilen entfernte Universität. Die chirurgischen Instrumente kommen an, man hebt die Splitter heraus, und so viel mir bekannt, wurde der Knabe gerettet, denn schon am zweiten Tage konnte er mit vollem Bewußtseyn in seiner Krankenstube auf- und abgehen, und sich am Fenster den Schmerzens und Unglücksort ansehen, über den er sich mit Thränen beklagte.

Ein Mord nach langer Zeit in der Trunkenheit entdekt.

Vor mehr als 50 Jahren lebte in L. ein Mann, welcher einst plötzlich vermist wurde; doch da derselbe oft Geschäfte in Polen hatte, wo es zu der Zeit an gewissen Orten sehr unsicher war, so hieß es, da er nach langer Abwesenheit nicht wieder nach Hause kam, er sey ermordet worden, und seine zwei Söhne waren seine wohlhabenden Erben.

Doch was geschieht? — Beide Söhne sind einst nach langer Zeit, vom Tode des Vater an gerechnet, Abends in einem Bierhause beisammen. Der eine entfernt sich zeitig, indem der andere noch sitzen bleibt, schläft endlich, mit dem Kopfe auf den Tisch gelehnt, ein. Bald darauf fängt er an, sich im Traume mit seinem Bruder zu zanken, macht ihm in Rücksicht der väterlichen Erbschaft mancherlei Vorwürfe, und sagt ihm endlich, daß, wenn er ihm nicht mehr geben, er es öffentlich anzeigen würde, daß er der Mörder seines Vaters sey, der ihn im Keller des Hauses an den und den Ort vergraben habe.

Ungeßört läßt man den trunkenen Träumer träumen, indem man den Vorfall bei der Obrigkeit meldet, den nach Hause gegangenen Bruder

aber aus dem Schlafe und aus seinem Hause abholt, und einen Gerichtsdiener herbei bringt, der auch diesen sogleich in Gewahrsam bringt. Nächtern gesteht der Trunkene öffentlich vor Gericht ein, was er trinken geträumt hatte; im Keller gräbt man nach, findet den vermischten Leichnam, und an ihm noch die Spuren der Gewaltthätigkeit.

43.

Menschen, die Kröten, Frösche, Schlangen, Eidechsen, Nattern, Raupen, Spinnen, Schnecken, u. s. w. im Magen gehabt, und zum Theil wieder weggebrochen haben, oder daran gestorben sind.

Der Mensch, der vernünftig ist, und keinen widernatürlichen Appetit hat, ist bloß solche Speisen, die zur Wiedererzeugung seiner verlorenen Kräfte dienen; und wenn es also Leute gegeben hat, in deren Magen man die in der Überschrift genannten Thiere angetroffen hat, so muß man annehmen, daß sie entweder aus Unvorsichtigkeit oder aus Unwissenheit Saamen von diesen Thieren, oder selbst Junge in Getränken oder Speis-

sen verschluckt haben, wo sie dann im Magen aufgewachsen sind. Die Beispiele, wo Menschen entweder solche Thiere ausgespien oder daran gestorben, sind nicht selten. Im Anfange des Frühjahrs 1667 empfand ein Fleischhacker, als er Vieh einkaufen wollte, unterwegs einen heftigen Durst, und trank deshalb sehr begierig aus einem stehenden Wasser. Noch am nämlichen Abende empfand er einige Magenschmerzen, die von Tage zu Tage mehr zunahmen. Er brauchte viele ihm vorgeschlagene Mittel dagegen, allein nichts wollte fruchten. Da er endlich einige fremde bewegliche Körper, besonders des Morgens, in seinem Magen wahrzunehmen glaubte, und überdies Ekel, Schlaflosigkeit, Kopfschmerzen und bisweilen Ohnmachten empfand, so nöthigte man ihn einmal des Morgens Schlangenseit zu nehmen. Schon sechs Monate lang war er von diesen Zufällen geplagt worden, als man ihm dieses Mittel empfahl, das nicht lange darauf ein Brechen bewirkte, wo er denn lebendige Kröten von sich gab. Er nahm darauf Nithridat ein, und war munter und gesund.

Frommann, der Doktor der Arzneikunde in Coburg war, erzählt von einer armen sechs- undzwanzigjährigen Wittwe, die außer der Stadt Coburg in einem ungesunden Hause wohnte, in dem sich allerhand Ungeziefer aufhielt, das ihr, weil sie die Gewohnheit gehabt, mit offenem Munde zu schlafen, eine Schlange, die eine halbe Elle lang und verhältnismäßig dick gewesen,

durch den Mund in den Magen gekrochen sey. Sie wurde darauf von einer Menge übler Zufälle befallen, welche alle eine Folge der im Magen befindlichen Schlange waren, die sie nach vielen vergeblich gebrauchten Arzeneien durch ein Brechmittel wieder von sich gab.

Der verstorbene Dr. Weikard hat in seinen vermischten medicinischen Nachrichten im 3. St. 1780 folgende Geschichte bekannt gemacht, die ihm Herr Alir mitgetheilt hat: Dieser war im Jahre 1779 in das Hessencassellische Amt Schwarzenfels zu einem gemeinen Manne gerufen worden, der schon mehrere Jahre krank war, mancherlei Speisen nicht ertragen und nichts als Brückenauer Sauerbrunnen und Brandtewein trinken konnte. Dabei hatte er allerlei beschwerliche Zufälle auszustehen, und war von den Füßen bis an den Leib stark geschwollen. Einstmals trank er so vielen Brandtewein, daß er einen tüchtigen Rausch davon bekam, und sich erbrechen mußte. Bei dieser Gelegenheit gab er eine lebendige Eidechse von sich, worauf sich die Geschwulst und die andern Zufälle bald verloren. Herr Alir forschte nach der Ursache dieser Erscheinung, und erfuhr aus des Kranken Munde, daß er einstmals in einem starken Rausche auf der Straße liegen geblieben sey, wo ihn in der Nacht ein heftiger Durst überfallen, den er in einer nicht weit davon befindlichen Pfütze mit Hülfe seines Hutes gelöscht habe: das damals habe er, wie er überzeugt sey, die junge Brut verschluckt. Obgleich dieser Kranke völlig herge-

stellt zu seyn schien, so war dies doch nicht der Fall, denn im Winter 1780 schickte man an Weikard, von Schwarzenfels aus, einen Boten, der für den nämlichen Mann Hülfe suchte. Weikard erfuhr, daß der Kranke noch immer fort gelitten, daß sich seine Geschwulst noch nicht ganz verloren, daß er vor drei Wochen ungefähr vierzig Eidechsen, die theils lebendig, theils todt, theils schon in Fäulniß übergegangen gewesen wären, weggebracht, und daß sich darauf die Geschwulst nebst den übrigen Zufällen vermindert hätte. Allein nicht lange darauf fieng der Kranke schon wieder an, am Leibe und im Gesichte zu schwellen, und alles gab zu erkennen, daß er noch mehr dergleichen Thiere bei sich haben müsse. Weikard ergriff daher die Gelegenheit, genauere Beobachtungen hierüber anzustellen, und brachte es durch mehrere Mittel dahin, daß er durch den Stuhlgang noch mehrere todte und lebendige Eidechsen, vielen sinkenden Schleim, und etwas dem Frotschlaiche Ähnliches, wegtrieb. Auch brachte er noch eine Eidechse weg, und nach einiger Zeit wurde der Mann völlig wieder gesund, nachdem er seit sieben Jahren (denn so lange war es, daß er aus der Pfütze getrunken hatte) außer seinen körperlichen Leiden auch stets traurig, melancholisch, und bisweilen rasend gewesen war.

Folgender ähnlicher Vorfall, den ein Schreiber aus Grätz vom 31. März 1804 (s. d. Wiener Zeitung v. 4. April d. Jahres) erzählt, hat sich erst d. 23. März dieses Jahres zugetragen.

Der Ort, wo dies geschehen ist, heißt Schwabenthal, das in einer Gebirgsgegend in der Pfarre Landl, Brucker Kreises, liegt. Eine junge Bauersfrau, die sich im Herbst 1803 verheuratet hatte, empfand von der Zeit an im Magen Schmerzen und Drücken, welche nach und nach so sehr zunahmen, daß sie ihre Zuflucht zu einem Chirurgen in St. Gallen nehmen mußte. Dieser wies sie ab, weil er glaubte, das Übel rühre von ihrer Schwangerschaft her. Allein nach einigen Tagen kam sie wieder und bat flehentlich um Arznei. Der Arzt gab ihr ein Brechmittel, das sie zu Hause einnahm. Beim ersten Erbrechen spie sie eine große Menge kleiner Nattern von sich, die gegen einen Zoll lang und auch noch drüber waren. Dies geschah öfters nach einander. Den Tag darauf fand sie, daß das Übel noch nicht völlig gehoben war; sie trank daher laue Buttermilch, in die sie viel Salz mischte. Hierdurch bewirkte sie wieder ein Erbrechen, und sie spie eine Menge Nattererier und Zucht von sich. Nach einiger Zeit empfand sie noch einige Schmerzen im Magen, und trank abermals Buttermilch; jetzt kam beim Erbrechen etwas langes aus dem Halse in den Mund, sie ergriff es und zog beim Schwänze, den sie im Munde faßte, eine anderthalb Fuß lange Natter heraus, die sie sogleich von sich schleuderte. Das Thier fiel auf den Boden, allein es eilte wieder zu ihr zurück, und als es Widerstand fand, fieng es an zu zischen und bäumte sich in die Höhe. Die

Frau aber entfernte sich. Die ganze Geschichte, heißt es zum Ende dieses Briefes, wird in kurzem mit allen Umständen zu Protocoll genommen werden, um ihre Glaubwürdigkeit außer allen Zweifel zu setzen.

Allein nicht alle Personen, die dergleichen Gegenstände im Magen haben, sind so glücklich, mit dem Leben davon zu kommen, wie man aus folgender Geschichte sehen wird, welche in den Ephemeriden der naturforschenden Gesellschaft auf das Jahr 1675 steht: ein Schuhmacher empfand viele Jahre lang heftige Schmerzen im Unterleibe, die man durch kein Mittel heben konnte. Da er keine Linderung seiner Leiden erhielt, so versetzte er sich in einem Anfälle von Verzweiflung, mit seinem Kneife einen Stich in den Unterleib. Die Wunde gieng bis unter den Magen, und er starb daran. Als man ihn begraben wollte, und er schon im Sarge lag, hob jemand aus Neugier die Bedeckung des Leichnams auf, um die Wunde noch einmal zu betrachten. Zu seinem Erstaunen fand er an der Seite des todten Körpers eine Schlange, die einen Arm lang, und zwei Quersfinger dick war. Sie war aus der Oeffnung der Wunde heraus gekrochen, und lebte noch vier Tage.

Allein nicht immer verschlingt jemand aus Unvorsichtigkeit den Saamen solcher Thiere, oder ihre Jungen, sondern es giebt auch Personen, die einen solchen unnatürlichen Appetit haben, daß sie Insekten und andre Thiere mit dem größten

Bergnügen essen, wovon folgende Geschichte zum Beweise dient: Gegen das Ende des Augusts 1682 wurde zu Charenton bei Paris ein Mädchen mit öfterm Erbrechen beschwert, wobei Spinnen, Schnecken, Raupen, und andere Insekten weggingen. Diese Erscheinung machte unter den Pariser Gelehrten vieles Aufsehen, und sie erfannen eine Menge Hypothesen zu ihrer Erklärung, allein keine erklärte das hinlänglich, was man suchte. In diese Streitigkeiten der Gelehrten, mischte sich der Criminallieutenant Defita, und aus seiner Untersuchung, die er mit dem Mädchen anstellte, ergab sich folgendes: das Frauenzimmer war damals etwan 19 Jahre alt, und wurde seit dritztehalb Jahren von Zeit zu Zeit von den schrecklichsten Zuckungen befallen, so daß sie drei bis vier der stärksten Männer nicht auf ihrem Bette erhalten konnten. Auf diese Zuckungen folgte eine Schlassucht, die 6, 8 bis 20 Stunden anhielt, während dieser Zeit verlor sie den Gebrauch ihrer Sinne, und alle Empfindungen in einem so hohem Grade, daß man sie mit Nadeln stechen konnte, ohne daß sie etwas davon fühlte. Nach dieser Schlassucht spie sie gewöhnlich die oben erwähnten Thiere aus.

Als sie der Criminallieutenant verhörte, gestand sie ihm, daß sie seit sieben bis acht Monaten heimlich aus großer Begierde Schnecken, Spinnen und andere Insekten verschluckt hätte, daß sie schon seit langer Zeit eine außerordentliche Begierde nach Kröten gehabt, die sie aber nicht hät-

te erhalten können. Zugleich versicherte sie, daß diese Thiere weit größer wären, wenn sie dieselben wegbreche, als beim Verschlucken. Man sieht hieraus, wie widernatürlich die Begierden werden können, wenn man ihnen lange vermittelst der Einbildungskraft schmeichelt.

44.

Ein Hund der antworten, zählen, rechnen
u. s. w. kann.

Man kann dem Hunde leicht tanzen, und eine Menge anderer Kunststücke machen lehren. Die Art, wie man ihn dahin bringt, daß er verschiedene Charten ausfücht, die man vor ihn hinlegt, ist folgende: man lehrt ihm erst durch wiederholte Versuche etwas durch ein gewisses Kennzeichen kennen, und dann das eine Zeichen von dem Andern unterscheiden; oft legt man ihm Futter auf ein Chartenblatt, das er noch nicht kennt, und das man ihm darauf aus dem ganzen Pakete heraussuchen läßt. Da er Futter und Liebkosungen als eine Vergeltung für seine Mühe ansieht, so lernt er bald jedes Chartenblatt kennen, welches er mit einer gewissen Heiterkeit getragen bringt, sobald man es verlangt.

Auf der Messe zu Danzig zeigte man im Jahr 1754 einen kleinen Hund, der eine Menge Kunststücke verstand, welche ihm sein Herr in französischer und holländischer Sprache beigebracht hatte, und die er den Zuschauern zu ihrer nicht geringen Verwunderung wieder vormachen ließ. Aus einem gedruckten kleinen Buche in 8., das über hundert Fragen in französischer und holländischer Sprache nebst deren Beantwortung enthielt, konnte sich jemand eine Frage auswählen, welche er wollte. Wenn man deutsch fragte, so legte der Herr des Hundes, diesem die Frage französisch vor, und befahl dem Hunde darauf zu antworten. Die Antworten bestanden in einem bis zwei Wörtern, zu welchen der Hund die Buchstaben suchte, und sie nach einander hinlegte, bis die Wörter vollständig waren. Wenn ihn z. B. jemand fragte, wer Rom erbauet habe, so legte er die Buchstaben, welche zum Worte *R o m u l u s* erforderlich sind, nach einander in eine Reihe hin. Auf die Frage, wer der erste römische Kaiser gewesen sey, legte er die Buchstaben *J u l i u s C ä s a r* zusammen.

Ferner konnte dieser Hund angeben, wie viel es an der Uhr sey. Der Herr fragte ihn, welche Zeit es sey, und wies zugleich mit dem Finger auf den Stundenzeiger einer Uhr, und auf die römische Zahl der Stunde. Der Hund sah die Zahl an, gieng nach den Charten hin, worauf die römischen Ziffern einen Bohl groß standen, und holte diejenige, welche die gefragte Stunde

anzeigte. Hierauf zeigte ihm sein Herr den Minutenzeiger und die Zahl, auf welche derselbe zeigt, und fragte den Hund, wie viele Minuten es seyn? Wenn der Hund die Zahl der Minuten betrachtet hatte, gieng er nach den Charten hin, und holte ein Blatt, auf welchem die angegebene Minute stand.

Er konnte Frauenzimmer und Mannspersonen von einander unterscheiden. Wenn man ihn fragte, wie viele Frauenzimmer zugegen seyn, so legte er sogleich die Zahl hin, welche ihre Summe angab.

Auch konnte er die Farben an den Kleidungsstücken unterscheiden. Wenn er die Frage wegen der Farbe beantworten sollte, so wies sein Herr mit dem Finger auf dieselbe, z. B. auf eine Weste, die jemand trug; der Hund sprang sogleich an dieser Person hinauf, betrachtete die Farbe aufmerksam, alsdann gieng er fort, und las die Farbe aus den ihm vorgelegten Proben heraus, und brachte sie.

Das Schwerste, was ihm zu beantworten vorgelegt wurde, und wobei er eine Art von Rechenmeister machte, war das Dividiren. Man legte ihm einige von den Charten vor, auf denen die Minutenzahlen standen, und zwar die Zahl, die dividirt werden sollte, in die obere Reihe, die andere aber, wodurch diese getheilt werden sollte, unter die vorige, beide aber etwas zur rechten von dem Herrn.

3. B. oben lag 21, und unter dieser 7. Der Herr wies nun zuerst mit dem Finger auf die 7, und hernach auf die 21, der Hund sah aufmerksam die ihm gewiesenen Zahlen an, und zugleich fragte ihn sein Herr in französischer Sprache, wie viel mal 7 in 21 enthalten sey? Der Hund gieng zu den hinter ihm liegenden andern Charten, und suchte die Zahl 3 heraus, und legte sie vor den Füßen seines Herrn nieder; hatte man etwan statt der 21 eine 23 hingelegt, so brachte er auf die erste Frage, die an ihn ergieng, auch die 3 allein, auf die andere Frage wegs des Uebrigbleibenden holte er noch eine 2. (Hanovs Seltenheiten der Natur und Dekonomie 3. Bd. S. 670.

 45.

Fremde verschluckte Körper kommen an den Händen, Beinen und an andern Theilen des menschlichen Körpers wieder zum Vorscheine.

Es ist eine auffallende Erscheinung, das nicht allein spitzige, sondern auch stumpfe Gegenstände, die jemand hintergeschluckt hat, an Theilen heraus dringen, wo es für sie gar keine Oeffnung giebt, und wo sich nicht der natürliche Weg der

Au steerung befindet. Am 1. Jun. des Jahrs 1720 empfand eine Bauersfrau aus Dornin, einem Orte des ehemaligen Bisthums Worms, die ohngefähr 27 Jahr alt war, Magenbeschwerden; sie nahm ein Messer, fuhr damit in den Schlund, und wollte ein Erbrechen erregen, allein das Messer fiel ihr aus den Händen, und sie verschluckte dasselbe. Sie gab sich alle mögliche Mühe, das Messer wieder heraus zu bekommen, allein sie vermehrte ihr Uebel nur noch mehr; unterdessen vergiengen drei Tage, ohne daß sie Schmerzen empfunden hätte, am vierten aber stellten sich dieselben um den Nabel herum ein, und bald darauf fühlte sie die Messerspitze in der linken Seite. Da sich das Uebel immer mehr verschlimmerte, so wurde sie einem Arzte übergeben. Dieser machte einen Umschlag auf der Stelle, wo er das Messer fühlte, und bewirkte dadurch eine Geschwulst. Er machte hierauf eine Oeffnung, und nahm das Messer heraus. Die Kranke fühlte hierbei zwar viele Schmerzen, wurde aber doch nicht ohnmächtig. Nach einiger Zeit war sie völlig wieder hergestellt. Das verschluckte Messer war sieben Zoll lang.

Monichat erzählt, daß er einem Manne, der vier Jahre vorher eine Nadel verschluckt hätte, dieselbe aus dem Fuße gezogen habe.

Le Dran hat eine vor einigen Jahren verschluckte Nadel in dem Arme eines Mannes gefunden. Roderich a Castro sagt, daß ein Kind von sechs Jahren einmahl eine Nadel ver-

schluckt, die sich nach ungefähr acht Jahren von selbst wieder einen Weg aus dem Körper durch den Fuß gebahnt habe.

Ein Landmädchen aus Tourcoin, drei Meilen von Lille war, wie der Arzt Boucher zu Lille erzählt, gesund und munter, in ihrem zwanzigsten Jahre aber hatte sie das Unglück zu fallen, wodurch sie an der linken Seite des Kopfes eine Eitergeschwulst bekam, die sich bis unter die Achseln erstreckte. Es stellten sich bei dieser Krankheit noch verschiedene Zufälle ein. An dem obern linken Arme blieb ein Geschwür zurück, das sich nach und nach immer weiter ausbreitete, und rings um den Arm herum gieng. Sie beklagte sich über lebhafteste Schmerzen an dem ganzen Körper, und der Wundarzt Ducolomb hier fühlte unter der Haut fremde feste cylindrische Körper. Er schlug daher Einschnitte vor, um dieselben heraus zu ziehen. Zu seinem Erstaunen nahm er Nähnadeln heraus, und jeden Tag sah er neue an andern Stellen hervorkommen, welche wiederum Einschnitte nothwendig machten. Sie brachte noch viele Jahre in diesem elenden Zustande zu, und mußte endlich an dem Nadel-übel sterben.

Ein ganz neues Beyspiel, wo jemand Nadeln verschluckt hat, welche wieder an den Vorder- und Oberarmen u. s. w. zum Vorscheine gekommen sind, führt Herr Silvy in Grenoble in den Schriften der Societé philomathique an. Es war ein Frauenzimmer, hieß Genosa Pu

1e, und war 1763 zu Grenoble geboren. Sie war sehr empfindlich und reizbar, und als sie in ihrem 13 Jahre plötzlich die, ob schon falsche Nachricht erhielt, daß ihr Vater unter dem Schutte eines eingestürzten Hauses begraben worden sey, so machte dies einen gewaltigen und erschütternden Eindruck auf sie. Doch bemerkte man eben keine besondere Veränderung an ihr. Zu Mittage des nämlichen Tages stellte sich ihr Vater wieder ein, und war gesund und wohl. Diese Wiedererscheinung eines vermeinten Todten setzte sie in solche heftige Freude, daß sie in Ohnmacht sank; zugleich wurde sie von einer allgemeinen Gelbsucht befallen, und blieb in einem Zustande von Blödsinnigkeit. Von dieser Zeit an bemerkte man die sonderbare Neigung an ihr, Steck- und Nähadeln zu verschlucken; allen denjenigen Personen, die sich ihr näherten, suchte sie diese Nadeln wegzustehlen. Einige Zeit darauf, wurde sie an ihren untern Gliedmassen gelähmt. Ihr Blödsinn dauerte fort und ihre Lähmung hielt drei Jahre an. Nach diesem Zeitraume schien sich ihre Gesundheit zu bessern, allein dies währte nicht lange; die Lähmung kehrte mit einer Art Starfsucht zurück, welche Abends um 6 Uhr jedesmal regelmäßig ihren Anfang nahm, und nicht eher als am andern Tage um 11 Uhr Morgens nachließ. Während dieses Anfalles behielt sie aber doch noch so viele Kräfte und Bewußtseyn, daß sie die Näh- und Stecknadeln, die sie erreichen konnte wegnahm, und verschluckte. Die Nadeln, die diese Person

verschluckt hatte, zeigten sich in der Folge an den Ober- und Vorderarmen, und man mußte Einschnitte daselbst machen, um sie heraus zu ziehen. Dies geschah an so vielen Stellen, daß die ganze Haut mit Narben bedeckt war. Ja, man fand, daß sich ein Theil dieser Nadeln in die Dickbeine herabgesenkt hatte. Zu diesem Uebel kam noch ein convulsivischer Husten, und ein eiterartiger Auswurf, wodurch sie in eine Abzehrung geriebt, und nachdem sie 20 Jahre lang die fürchterlichsten Schmerzen ausgestanden hatte, starb sie im Floreal des achten Jahres in einem Alter von 37 Jahren. Sie war um diese Zeit wie ausgedörrt; die Dickbeine waren gegen den Kumpf und die Schenkel gegen die Dickbeine zurückgezogen. Am obern innern Theile des Dickbeines fand man ein beträchtliches Bündel von ganz in einander geflochtenen Nadeln, die bloß von der Haut bedeckt waren.

Allein nicht bloß bei Menschen sind solche fremde Körper an ungewöhnlichen Orten zum Vorscheine gekommen, sondern auch bei Thieren, z. B. bei einer Kuh, der man ein Messer aus dem linken Schulterblatte heraus nehmen mußte.

Der Kneifer.
(*Mergus merganser* Linn.)

Dieser Vogel ist ein Wasservogel, und findet sich in allen nördlichen Theilen der Erde. Er zeichnet sich durch ganz eigene Gewohnheiten aus. Er bauet sich niemals ein Nest, entweder weil er zu träge dazu ist, oder weil er seine Eier desto besser gegen die Raubvögel verbergen zu können hofft. Die Nester der Wasservogel scheinen überhaupt zu keinem andern Zwecke bestimmt zu seyn, als die Eier derselben aufzubewahren; denn ihre Jungen laufen, sobald sie nur aus der Schaale gekrochen sind, sogleich ins Wasser, und suchen in ihrem eigenthümlichen Elemente ihre Nahrung auf. Der Kneifer hingegen, anstatt wie die Enten, sich auf den Ufern oder in dem buschigen Schilfrohr ein kleines Nest zu bauen, legt seine Eier in den Stamm eines Baumes, der durch die Länge der Zeit oder durch die Hand des Menschen hinlänglich ausgehöhlt ist, damit er bequem ein- und ausgehen kann. In Finnland hält man, nach Acerbis Erzählung, die Eier dieses Vogels für einen Leckerbissen, und stellt ihnen sehr nach. Man lehnt einen alten vermoderten Baumstamm, der in der Mitte ein Loch hat, nahe an dem Ufer des Flusses, an einen Tannen-

oder Fichtenbaum an; nie dauert es lange, und der Vogel geht in dieses Loch, und legt seine Eier hinein. Sobald der Bauer, der ihn dics halb belauscht, dies bemerkt, kommt er herbei, und nimmt die Eier bis auf eins oder zwei, die darin liegen bleiben müssen, weg. Wenn der Vogel wieder zurückkehrt, und nur noch ein einziges Ei findet, so legt er wieder zwei oder drei dazu, die der Bauer auf die nämliche Art entwendet; der Vogel kommt abermals zurück, scheint die Anzahl der Eier, die er gelegt hat, vergessen zu haben, und legt wiederum dergleichen, damit die Anzahl derselben, die er sich gleichsam vor genommen zu haben scheint, vollständig werde. Allein er wird abermals, wie vorher, um seine Eier betrogen, und fährt demohngeachtet immer fort, neue Eier zu legen; dies thut er vier- bis fünfmal, bis endlich der Bauer, der unterdessen aus diesem einen Neste vielleicht zwanzig Eier gesammelt hat, ihm die letzten, zur Fortpflanzung seiner Familie, überläßt. Sobald die Eier ausgebrütet, und die Küchlein ausgekrochen sind, faßt sie die Mutter ganz sanft mit dem Schnabel, und trägt sie, eines nach dem andern, an den Fuß des Baumes; hier zeigt sie ihnen den Weg in den Fluß, in welchen sie auch mit einer Leichtigkeit und Fertigkeit, die wirklich zum Erstaunen ist, sogleich hinein schwimmen.

Ansteckung der Epilepsie durch Schrecken.

Was einen heftigen und erschütternden Eindruck auf uns macht, das fühlen wir uns gedrungen durch Handlungen auszudrücken, um uns dadurch zu erleichtern. Wenn wir jemand leiden sehen, so sympathisiren wir mit ihm, und wenn dieser Zustand des Leidens plötzlich kommt und zugleich Schrecken bei sich führt, so verfallen wir nicht selten selbst in den Zustand, in dem wir andere erblicken. Daher giebt es Krankheiten, die sich durch ihren furchtbaren Anblick fortpflanzen, und die durch den plötzlichen Eindruck, den sie auf jemand machen, diesen selbst ergreifen, und in ihm alle Kennzeichen des Kranken zum Vorscheine bringen. Diesen Erfolg hat besonders die fallende Sucht, wovon folgende Geschichte einen auffallenden Beweis liefert.

In dem Waisenhause zu Haarlem, wo eine große Menge Kinder täglich beisammen war, befand sich ein Mädchen, welches in der Versammlung öfters Anfälle von Epilepsie bekam. Der Schrecken, und die Einbildungskraft wirkten so heftig auf die übrigen Kinder, daß auch einige von diesen die Epilepsie bekamen, sobald das erste Kind seinen Anfall erhielt. Täglich wurden

immer mehrere epileptisch, bis sie zuletzt insgesammt, wenn eines den Anfang machte, in epileptische Zuckungen geriethen. Der Arzt dieses Waisenhauses vermochte dieser einreißenden Seuche keinen Einhalt zu thun; auch andere geschickte Ärzte wendeten alle Mittel der Kunst vergebens an. Endlich, da weder medicinische noch moralische Mittel etwas fruchten wollten, nahm man zu Boerhave seine Zuflucht, und sprach ihn um Rath und Hülfe an. Dieser erschien, als die Kinder an einem Morgen versammelt waren; mit der ihm eigenen ernstern Miene trat er in den Saal, und ihm auf dem Fuße folgte der Scharfrichter mit allen bei der Tortur gebräuchlichen Instrumenten. Er stieg sogleich an, auf das heftigste zu zanken und zu schimpfen, verwies den Kindern ihre Unart und häßliche Gewohnheit in den stärksten Ausdrücken, und drohte, daß dasjenige, welches zuerst wieder die Epilepsie bekäme, von dem Scharfrichter, welchen er mitgenommen hätte, auf die Folter gespannt werden sollte. Der Scharfrichter mußte hierauf seinen fürchterlichen Apparat vorlegen, und von jedem Stücke den Gebrauch erklären. Boerhave blieb während des ganzen Unterrichts in dem Saale gegenwärtig, und setzte sich an einen erhöhten Ort, wo er alle Kinder übersehen konnte, und beobachtete sie mit Ablersaugen. Als er wegging, sagte er dem Lehrer, daß, sobald ein Kind es sich wieder einfallen lassen sollte, die Epilepsie zu bekommen, er ihn möchte rufen lassen; er würde sogleich

kommen, und es von dem Scharfrichter auf das grausamste foltern lassen. Zugleich befahl er, daß man dasjenige Kind, welches zuerst die Krankheit in die Schule gebracht habe, ausschließen sollte.

Diese schreckliche Drohung hatte den herrlichsten Erfolg. Der fürchterliche Mann schwebte den Kindern immer vor Augen, und so wie der Schrecken und die Kraft der Einbildungen die Krankheit verursacht hatte, so waren sie auch der Weg, sie zu heilen.

48.

Merkwürdige Starrsucht.

Eine Dienstmagd, Magdalena Valette, kam in ihrem zwanzigsten Jahre, nachdem sie verschiedene Anfälle von der Starrsucht gehabt hatte, im März 1737 in das öffentliche Krankenhaus zu Montpellier. Sauvages besuchte sie alle Tage; sie saß blaß aus, und empfand einen Schauer, gleichsam als wenn sie sich fürchtete. Ihre monatliche Reinigung trat zwar genau zur bestimmten Zeit ein, allein in geringer Menge. Sie hatte Kopfschmerzen, eine sehr

heiße Stirne, geringe Fluß und einen scharfen Puls welcher höchstens nur funfzimal in einer Minute schlug. Die Anfälle der Starrsucht stellten sich anfangs täglich zweimal, in der Folge aber nur einmal ein, und oft kamen sie erst nach Verlauf einer Woche wieder. Sie empfand vor diesen Anfällen eine ungewöhnliche Schwere im Kopfe, und war traurig; nur dann fand sie einige Erleichterung dieser Zufälle, wenn sich die Starrsucht einstellte. Man bemerkte die Starrsucht sehr genau an der besondern Biegsamkeit ihrer Glieder und an dem Schlafe. Wenn sie sich in diesem Zustande befand, so war der Puls noch mehr gehemmt, und der Pulsschläge weniger; eben so verhielt es sich mit dem Athemholen, das man kaum wahrnehmen konnte. Die Kranke konnte sich nichts von dem erinnern, was ihr in diesem Zustande begegnete, woraus sie nach sechs bis 7 Minuten wieder zu sich kam, indem sie die Glieder wie eine Person, die aus einem tiefen Schlaf erwacht, ausdehnte. Dieser Zustand dauerte ohngeachtet der gebrauchten Arzneyen einen Monat lang. Das Blut, welches man ihr aus dem Arme und dem Fuße ließ, war sehr dick, und floß nur tropfenweise aus der Wunde heraus. Die gegebenen abführenden Mittel wirkten sehr schwach: lauwarme Bäder beschleunigten die Anfälle, und die gewöhnlichen Mittel wider die Fallsucht vermehrten die Kopfschmerzen. Im zweiten Monate ereignete sich ein neuer Zufall, und man konnte bei jedem An-

falle drei Zeiträume unterscheiden, den Anfang, das Mittel und das Ende. In dem zweiten Zeiträume wurde sie eine Nachtwandlerin. Sie befand sich beinahe beständig im Bette, und bekam die Anfälle von Starrsicht, ohne daß irgend ein Kennzeichen dieselben vorher verkündigte, zu jeder Stunde des Tages ohne Unterschied. Sechs bis sieben Minuten lang blieb sie unbeweglich, und behielt die Stellung, die man ihr gab, so bald nur der Schwerpunkt des ganzen Körpers unterstützt wurde. Hierauf stützte sie sich, gleichsam, als wenn sie aus einem tiefen Schlafe erwachte, auf ihre Arme, und hob sich auf ihrem Bette in die Höhe und setzte sich. Alsdann verzichtete sie eine halbe Stunde lang alles, was ein Mensch wachend und bei gutem Verstande nicht gethan haben würde. Ein einziges Beispiel von dem, was sich bei einem Paroxismus zutrug, wird hinreichend seyn, einen Begriff davon zu geben. Ich sahe sie, sagt Sauvages, am neunten des Aprils früh um zehn Uhr, sie erzählte beim Anfange des Anfalls die in voriger Nacht gehaltenen Träume, in welchen sie sich über einige Weiber in diesem Hospital lustig gemacht zu haben schien. Sie bezeichnete sie mit solchen lächerlichen Namen, daß ich mich nicht enthalten konnte, darüber zu lachen. Hierauf erhob sie ihre Stimme, und beschäftigte sich mit ernsthaften Gegenständen; sie sprach über die Unendlichkeit Gottes. Bei dieser Gelegenheit erzählte sie, was dem heiligen Augustin begegnet sey, welcher

ein Kind an dem Ufer des Meeres angetroffen hätte, das ein kleines Loch gegraben, und das ganze Meer in dasselbe habe leiten wollen. Mitten in ihrem Gespräch hielt sie inne, rieb sich die Stirn, und sagte, sie wisse nicht, wovon sie spreche. Sie lachte und klatschte in die Hände. Alles dieses that sie sitzend mit offenen und etwas blinzenden Augen. Sie begleitete ihren Vortrag mit Mienen und Bewegungen des Körpers und Abänderung der Stimme so genau, als es irgend jemand wachend thun kann. Hierauf sagte sie, sie wolle zur Belustigung der Zuschauer singen, und that dieses auch sehr gut. Da der Gesang bisweilen zum Tanze ermunterte, so wollte sie aufstehen, um zu tanzen, wie sie schon verschiednemale gethan hatte. Man befürchtete aber, sie möchte sich durchs Fenster stürzen, oder zwischen den Betten an den Füßen Schaden nehmen, und suchte sie daher daran zu verhindern. Ich ließ aber die Fenster zumachen, und befahl, daß man sie frei ließe. Sie verließ hierauf ihr Bette mit bloßen Füßen, zischte und lachte ihre Wärter aus, tanzte im Kreise, sprang bald über kleine Bänke, bald über die Betten weg, und wich den Personen aus, welche zusahen, und sich vorsätzlich ihr in den Weg stellten. Wenn sie aufgehört hatte, so begab sie sich sogleich wieder in ihr Bette, bekam alsdann einen leichten Anfall von Starrsucht, und ruhete alsdann aus. Als sie alles das, was ich eben erzählt habe, gethan hatte, waren einige meiner Freunde,

welche von diesem Auftritte Zeugen gewesen waren, neugierig zu erfahren, ob sie sähe, oder irgend eine andere Empfindung hätte. Man bog ihr die Finger, knipp sie in den Arm, kitzelte sie auf den Fußsohlen, hielt ihr einen Finger schnell vor die Augen, brachte ihr flüchtigen Salmiakgeist in den Mund und an die Augen, rufte sie und schrie sehr stark, drückte mit dem Finger die Hornhaut, und entdeckte nicht das geringste Zeichen von Empfindlichkeit. Wenn der Anfall vorüber war, so empfand sie erstlich das, was man mit ihr vorgenommen hatte; sie sah alle Umstehende an, und beklagte sich, daß ihr die Finger und die Augen schmerzten; sie wurde traurig und weinte viel. Bei dieser Starrsicht hat auch der Umstand etwas Erstaunendes, daß sie bisweilen eine Nachtwandlerin ward, und auf einmal, ihrer äußern Sinne beraubt, sehr genau abgemessene Bewegungen machte, und für eine traurige und melancholische Person sehr lustige und scherzhaftre Gespräche hielt. Dieses Mädchen wurde gegen das Ende des Monats May wieder geheilt, und fieng an in der Stadt wie vorher zu dienen.

Ein im Traum verübter Selbstmord.

Nicht immer ist der Mensch Herr seiner Handlungen; es giebt Augenblicke, wo ihn entweder ungestüme Affekten oder heftige Leidenschaften plötzlich ergreifen, und ihn zu einer That verleiten, die er verabscheuet, und an die er kaum jemals gedacht hat, so lange er seines Verstandes mächtig war. Solchen Antrieben zum Handeln aber kann er sowohl durch Besonnenheit als durch moralische Grundsätze, die er sich stets zu befolgen strebt, vorbeugen, allein es giebt andere Gefahren, die ihn in einen Zustand versetzen, in welchem er entweder eine doppelte Persönlichkeit hat, z. B. wenn jemand dem andern etwas anzuthun glaubt, was er sich selbst zufügt, oder wo er bewußtlos und ohne Achtsamkeit auf seine Umgebungen etwas thut, was er nie zu thun Willens war. Schon oft fiel jemand etwas im Traume ein, was er nachher im wachenden Zustande ausführte; allein daß jemand etwas träumt, und es auch noch im Traume vollzieht, ob dies schon sein Leben bedroht, ist eine Erscheinung, die eben so selten als sonderbar ist.

Ein junger Kaufmann von etwan 17 oder 18 Jahren reiste zur Ostermesse nach Leipzig; die Reise, die er zu machen hatte, war lang und

gieng ununterbrochen fort: er war von Genf bis nach Leipzig Tag und Nacht, und zwar mit Extrapost, gereist. Sein Körper genoss während dieser Zeit keine Ruhe, und kein Schlaf erquickte ihn gehörig; sein Geist war durch die Menge neuer Eindrücke, die er unterwegs gesehen hatte, gleichsam betäubt, und da dieser junge Mensch überdies noch sehr vollblütig war, so fühlte er sich äußerst ermüdet und beängstigt; sein Blut war in eine große Bewegung gerathen. Als er in Leipzig ankam, warf er sich daher sogleich in einen Stuhl, um ein wenig auszuruhen; kaum aber war er eingeschlafen, so wurde er von Träumen beunruhigt; der Geist wollte sich von der Agonie befreien, in die ihn die große Abspannung des Körpers gestürzt hatte. Es träumte ihm, daß er sich selbst umbringe, und während dieses Traumes plagte ihn eine so große Beängstigung, daß er sich gar nicht zu lassen wußte. Noch träumend sprang er aus dem Stuhle auf, griff nach einem Messer, das ein Federmesser war, trat vor einen Spiegel, der in der Stube hing, und versetzte sich mehrere Stiche in den Hals, in die Herzgegend und in die Arme. Das Blut strömte aus allen Wunden heraus, und er stürzte ohnmächtig zu Boden. Kurz darauf trat sein Hauswirth in die Stube, und da er so eben aus seiner Ohnmacht erwachte, so sprang er auf, fiel den Wirth um den Hals, und bat ihn, daß er ihn doch retten möchte. Man ließ einen Arzt kommen, und dieser fand, daß seine Wunden

bloß Fleischwunden seyen, und daß er gerettet werden könne, welches auch geschehen ist. Man fragte ihn, warum er sich selbst habe ermorden wollen, und was er für Ursachen dazu gehabt hätte? Hier erzählte er die oben angegebenen Umstände, und fügte noch hinzu, daß er gar keine Ursache zu einer solchen That gehabt, daß er sonst nie daran gedacht, daß er aber während des Traumes eine so fürchterliche Beänstigung und Beklemmung gefühlt hätte, daß er geglaubt habe, sich auf keine andere Art als durch den Selbstmord von diesem peinlichen Zustande befreien zu können.

50.

Der weißgefleckte Neger John Richardson Primroso Bobey.

(Mit einer Abbildung desselben.)

Die Negerrace ist in Afrika zu Hause, allein durch den abscheulichen Menschenhandel sind die Neger sowohl nach Amerika als auch nach Ostindien verpflanzt worden. Die äußern charakteristischen Kennzeichen eines Negers sind, außer der schwarzen Farbe, aufgeworfene Lippen, eine stumpfe Nase und krauses Haar. Uebrigens ist dieser Race noch ein übelriechender

Schweiß eigen; die Haut derselben ist sehr dick und fühlt sich samtartig an. — Die Neger werden eben so weiß als die Europäer geboren, allein nach kurzer Zeit kommt die schwarze Farbe zum Vorschein, woran ohnstreitig die Luft und das Licht schuld ist. Unter diesen Negern giebt es nun einzelne Personen, die weiße Flecken haben; bei einigen erscheinen dieselben sogleich nach der Geburt mit dem Hervordringen der schwarzen Farbe, bei andern erst mit dem dritten oder vierten Jahren. Diese weißen Flecken werden mit dem Alter größer. Ist ein Neger aber ganz weiß, so zeigt dieß einen krankten Zustand seines Körpers an. *Solberry* sagt (siehe dessen Reisen in Afrika), daß die weißen Negern unvollkommene schwache und elende Geschöpfe seyn. Auf seinen Reisen in Afrika hat er bloß zwei weiße Neger angetroffen. Der eine war eine Mannsperson von 30 Jahren, deren Aeltern sehr schwarz waren. Der Sohn aber sah alt und abgelebt aus und konnte kaum gehen; seine Tritte waren schwankend und kraftlos; sein Kopf fiel auf die Brust herab; er konnte das Licht nicht ertragen, gleichwohl aß er mit Appetit. Die andere Person, die *Solberry* gesehen hat, war ein Mädchen von sieben Jahren, die war auch kraftlos, aber doch bei weitem nicht so schwach, als die obige Person war. Diese Neger mit einer krankten Haut nennt man *Dondos*, *Blafards*, *Albinos*, und diese Krankheit scheint allemal angeboren zu seyn. *Winterbottom* hat meh-

tere ganz weiße Neger gesehen, allein er behauptet, daß keine von diesen Personen an Verftandesschwäche gelitten habe, was man sonst jederzeit behauptet hat. So hat Winterbottom auch Gelegenheit gehabt mehrere weißgefleckte Neger zu beobachten. Die letzte Beschaffenheit der Haut verträgt sich vollkommen mit der Gesundheit des Körpers, und es giebt Neger, die entweder bloß weiße Flecken im Gesichte und auf der Brust haben, oder bei denen auch die Hände und die Füße weiß gefleckt sind.

Der hier abgebildete gefleckte Neger wurde nicht in Afrika, sondern in Amerika auf der Insel Jamaika zu Guangabu, im Kirchspiel St. Johann, in der Nachbarschaft von Kingston den 5ten Jul. 1774 geboren. Seine Aeltern waren Schwarze (Neger) und Sklaven auf des Pfarrers Pilkingtons Pflanzungen. Als er zur Welt kam, erschrock seine Mutter, die schon vier Kinder hatte, so sehr darüber, da sie entdeckte, daß er eine gefleckte Haut hatte, daß sie ihn durchaus nicht säugen wollte. Ein solch außerordentlich Kind erregte aber bald die Neugierde ihres Herrn, besonders aber des Herrn Blundel, eines angesehenen Kaufmanns aus Liverpool, der sich gerade damals auf Jamaika aufhielt. Als Bobey zwei Jahre alt war, ließ man ihn öffentlich sehen, und aus der damaligen Zeit rührt auch eine Abbildung von ihm her, die sich jetzt zu Glasgow befindet. Nach Pilkingtons Tode wurden seine Pflanzungen und Sklaven

nebst unsern Bobey und seinen Aeltern an Herrn Mackenzie verkauft, allein nach einigen Jahren wurde Herr Daniel Dale der Herr unsers Bobey, der ihn im 12 Jahre seines Alters nach England schickte, und ihn in Liverpool taufen ließ. Von hier kam er 1789 nach London, wo man ihn etwan zwei Monate lang öffentlich sehen ließ. Hierauf kaufte ihn Herr Clarke, der Eigenthümer der wilden Thiere u. s. w. zu Szeter Change, wo er ihn auch öffentlich zeigte. Alles strömte aus London herbey, um den gefleckten Schwarzen zu sehen. Als nachmals Clarke seine wilden Thiere verkaufte, sollte dies Loos auch den armen Bobey treffen, allein dieser wollte es nicht zugeben, daß man ihn gleich einem Stück Vieh behandle. Endlich aber verkaufte ihn Clarke doch an eine andere Person, Namens Pidcock, der wilde Thiere sehen läßt, für 50 Guineen, aber Bobey, der sowohl die Gesetze Großbritanniens kennen gelernt, als sich auch viele Bekannte erworben hatte, willigte nicht in den Kauf, sondern verrichtete seinen Dienst bei Herrn Clarke fort. Da er aber mit diesem unzufrieden wurde, so unterhandelte er mit Pidcock, und verdingte sich unter vortheilhaften Bedingungen an ihn. Doch verließ er ihn bald wieder, und heurathete eine Engländerin. Er kaufte nunmehr selbst mehrere wilde Thiere, Vögel u. s. w., und zieht jetzt mit ihnen in England herum, wo er sowohl sich als seine Thiere für Geld sehen läßt.

Man glaubte anfänglich, seine Haut sey weiß gemacht, allein dies war keinesweges der Fall. Wenn er sich angezogen und einen Hut auf hat, so kann man ihn kaum von einem andern Schwarzen unterscheiden, da bloß ein kleiner Flecken an der Stirne weiß sieht. Am Hintertheile des Kopfes ist sein Haar so weiß wie Wolle, und glänzt wie Silber. Der übrige Theil des Kopfes und der Haare hingegen, der ungefähr drei Viertheile ausmacht, sieht glänzendschwarz aus. Die weißen Flecken auf der Brust, an den Armen und Beinen, welche mit schwarzen Flecken untermischt sind, geben der Haut das Ansehen einer Leopardenhaut: im Ganzen sieht sie aber vortreflich auch aus. Bobey ist gegen 5 Fuß 8 Zoll lang, gut proportionirt, seine Gesichtszüge sind regelmäßig, und man kann ihn für schön halten. Er besitzt eine außerordentliche Geschicklichkeit, den Gesang der Vögel, besonders der Feldlerchen, Drosseln, Nachtigallen u. s. w. so wie auch das Geschrey der jungen Schweine und anderer Thiere nachzuahmen. Er ist ein großer Liebhaber der Freimaurerei und ein Mitglied von vielen Freimaurergesellschaften in Großbritannien. Er läßt sich von Neugierigen sehr bereitwillig untersuchen, ist gefällig, ehrlich, und hat einen besonders guten Charakter. Die hier gelieferte Abbildung ist getreu, und er hat dem Künstler, der sie gemacht hat, mehrmals deshalb gesehen. (Wonderfull Museum and extraordinary Magazine N. xv. Oct 1803.)

Beiträge zur Kenntniß des physischen und
moralischen Zustandes des Menschen.

Als ich mich im Jahre 1801 auf dem vier Meilen von Lemberg gelegenen, überaus anmuthigen Landgute B. . . K. . . verschiedener Geschäfte wegen einige Zeit aufhielt, kam mir in dem dortigen Gasthose ein Knabe zu Gesicht, dessen Anblick einen bleibenden widerlichen Eindruck in meiner Seele zurückließ, und wohl für jeden nicht ganz rohen Beobachter von ähnlicher Wirkung gewesen seyn würde. Er mochte, nach seiner Größe zu urtheilen, ohngefähr acht Jahre alt seyn, und war so hager, daß man die Lage seiner Knochen durchgehends wahrnehmen konnte. Die Haut an seinem Körper sah gelblich braun aus, und war an den meisten Stellen sommersprossenartig gefleckt, und sein gegen das Kinn ungewöhnlich schmaler Kopf war ganz kahl, bloß einige wenige borstenartige perpendicular in die Höhe stehende Haare ausgenommen. Übrigens war derselbe auch sonst affenähnlich gestaltet. Die Vorderzähne der obern Kinnlade waren sehr lang und standen auffallend vorwärts, und seine Hände waren in Verhältniß gegen den übrigen Körper merklich lang. Überdies fehlte es ihm auch gänzlich an Sprache und Gehör, und er

verrieth gar keine Merkmale von Beurtheilungskraft. Sein Betragen war ganz wie beim Viehe, zwischen welchem er auch am liebsten im Stalle auf einer und der nämlichen Streue lag. Wenn ihm sonst wo jemand ein Stück Brod zuwarf, so haschte er es mit beiden Händen und statren Blicken auf, lief damit geradesweges nach der Viehstreue und verzehrte es dort, wobei er seinen elenden Körper gleich einem Hunde zusammenkauerte.

Kaum hatte ich meine durch diese Erscheinung erzeugten Beobachtungen geendet, als ich Zeuge einer andern nicht minder erschütternden Erscheinung wurde. Als ich nämlich auf dem Edelhofe zu Mittag speiste, wurde unter andern auch der schon einige Jahre lang wahnstünne Eigenthümer des Gutes zu Tische gezogen, der in seinem gewöhnlichen Betragen ganz stumm und duldsam, mir auch schon vorher durch seine immerwährenden, selbst in der größten Mittagshize mit unbedecktem Kopf und einem Stock unter dem Arme, fortgesetzten Spaziergänge bekannt, übrigens aber im Hause als eine bloße Maschine betrachtet war. Seine Ekstase gränzte bei diesem Mahle, wie dies zu allen Zeiten der Fall ist, an Unerfättlichkeit, und er bediente sich bei der Befriedigung derselben bloß seiner Hände, welche unter dieser Verrichtung vor Begierde mächtig zitterten. Als er nun auf diese Weise an einem großen ganz kahlen Knochen eine gute Weile unausgesetzt fortgenagt hatte, wahrte dies dem ihm aufwartenden, im Hause grau gewordenen, und dem An-

schein nach aus der Zahl seiner Unterthanen noch ehedem auserlesenen Diener zu lange; er ermahnte daher seinen wahnsinnigen Herrn, diesen schon wirklich für den laurenden Hund ungenießbaren Knochen doch einmal wegzulegen, und sich an den übrigen Gerichten zu sättigen; allein er ließ sich weder durch diese noch andere ähnliche Erinnerungen stören, sondern fuhr in seiner stummen Magesucht fort, bis der Bediente, theils wegen der Anwesenden, theils wegen der erschöpften Geduld, ihm den Teller sammt dem Knochen unter den Händen wegnahm. Die Scene, welche darauf erfolgte, versetzte uns alle in nicht geringes Entsetzen. Mit einer in seinen Blicken und Gebärden plötzlich aufflammenden Wuth fuhr der Unfönnige vom Stuhle auf, nach einem neben sich liegenden Messer, und wollte schon damit auf den Bedienten, der, wie ihm dünkte, die ihm schuldige Ehrfurcht verlege, los fahren, als wir ihn kaum noch mit vereinten Kräften zurückhalten konnten. Mit seiner vorhero scheinbaren Duldsamkeit war zum größten Erstaunen aller, die ihn kannten, auch seine Sprachlosigkeit verschwunden, indem er, da er sich zum Widerstande zu schwach fühlte, mit einer beinahe erstickten leuchenden Stimme und glühenden Augen die Worte: die Speise willst du deinem Herrn entziehen? fort undankbarer Hund, zum Frohndienste, fort zum Frohndienste, gegen den Bedienten zu schnell wiederholtenmalen, mit einem unbeschreib-

lichen, den vormals in seiner Seele herrschenden Despotismus verrathenden Nachdruck ausstieß, bis er fortgeführt wurde.

Wie deutlich zeigt sich hier, daß auch bei ganz zerrüttetem Verstande dennoch im Gemüths die Eindrücke jener Gefühle, welche es im gesunden Zustande am meisten beherrschen, unzerstörbar bleiben, und wenn sie erweckt werden, noch die Oberhand über neuere Triebe behaupten!

52.

Ueber die Geschwindigkeit einiger lebendigen Geschöpfe.

Unter den lebendigen Geschöpfen der Erde ist die Schnelligkeit sehr verschieden.

Der Adler fliegt in einer Minute 5626 pariser Fuß weit, das macht in einer Stunde auf 20 französische und ohngefähr 15 deutsche Meilen, und jeder andere große Vogel kann ebenfalls, wenn er nur erst 8 Tage geflogen, in 2 Tagen 250 Meilen zurücklegen. Der König von Frankreich, Heinrich II. hielt bei Fontainebleau eine Reigerbeize; der eine Falke verslog sich, und wurde 24 Stunden drauf, auf der Insel Malta

Q

gefangen. Man fand, daß er in dieser Zeit 270 deutsche Meilen, und also in einer Stunde $12\frac{1}{2}$ deutsche Meile zurückgelegt hatte.

Der schnellste Fisch kann in einem Tage nicht über $\frac{1}{2}$ Meile weit fortschwimmen, und dies ist ein Grund mit, warum man die jährlichen großen Seereisen der Heeringe, vom Eismeer in die südlichsten Theile des Oceans, bezweifelt.

Die Schnecke legt in 5 Minuten einen Weg von $1\frac{1}{2}$ Schuh zurück, sie würde also an einer deutschen Meile ohngefähr 53 Tage zubringen.

Die Ameise macht dieselbe Strecke ($1\frac{1}{2}$ Schuh) in beinahe eben so viel Sekunden.

Das Kameel legt in einem Tage 12 — 15 Meilen zurück; das Glendthier über 30 Meilen.

Vom Pferde kann man mit Recht sagen, daß es so geschwind als der Wind sey; denn Beispiele sind gar nicht selten, daß ein englisches Pferd beim Wettrennen in einer Sekunde bis 88 englische Schuh gelaufen ist, da hingegen der Wind eine sehr große Stärke haben muß, wenn er in eben der Zeit eben dieselbe Strecke zurücklegen will. In einem englischen Wettrennen, in dem das englische Pferd Hambletonian zum zehntenmale siegte, wurden von demselben 5 englische Meilen in 8 Minuten zurückgelegt, welches 25635 Schuh oder 2006 mehr als 1 deutsche Meile (die 23629 Schuh hat) beträgt. Die barbarischen Pferde, welche zu Rom jährlich um den Preis rennen, machen in 1 Sekunde nur 37 Schuh, und müssen auf diese Art den englischen

weit nachstehen. Auch der Mensch kann es durch Übung sehr weit hierinnen bringen. Die besten Läufer waren die Hemerodromen (Tagläufer) oder griechische Eilboten, welche einen ganzen Tag hindurch fortlaufen konnten, ohne zu ermüden. Ein Beispiel ihrer außerordentlichen Schnelligkeit ist Philonides, der Läufer des großen Alexanders, der, wie Plinius erzählt, in 9 Stunden 1200 Stadien lief. Ein griechisches Stadium aber hielt nach unserm Maße $94\frac{1}{2}$ Toise oder 49 rheinische Ruthen oder $\frac{1}{3}$ alte römische Meilen. Er lief also in 9 Stunden 58,800 rheinische Ruthen oder 113400 Toisen, das ist, 29 deutsche Meilen und 18366 rheinische Fuß, oder 150 alte römische Meilen. Auch heut zu Tage haben wir Beispiele von außerordentlichen Läufern. In England sind Männer in einer Sekunde $17\frac{1}{2}$ englische Schuh gelaufen. Auf Schlittschuhen hat daselbst ein Mann fast 48 englische Schuh in einer Sekunde zurückgelegt.

Im Jahr 1781 gieng ein russischer Courier von St. Petersburg nach Livorno, welcher Weg 395 deutsche Meilen beträgt, in 18 Tagen, und ein englischer Courier nach Wien und wieder zurück, welches 1056 englische Meilen beträgt, in 21 Tagen. Vor wenig Jahren lebte noch zu Eisenach ein Mann, der sich durch seine Geschicklichkeit im Laufen sehr bekannt gemacht hat. Es war der Burggraf auf dem Schlosse Wartburg, Joh. Ant. Focke, aus Böhmen gebürtig, und in seinen jüngern Jahren Läufer in Diensten der

verwittweten Herzogin Amalia von Weimar. Er holte einen Haafen im Laufen ein, und als im Jahre 1767 die Herzogin eine dringende Botschaft an einen ihrer Minister, den geheimen Rath von Witzleben, der sich im Karlsbade aufhielt, zu senden hatte, wurde der Läufer Focke beauftragt, diese Nachricht zu überbringen. Er lief Nachmittags 2 Uhr von Belvedere bei Weimar weg, und übergab den folgenden Mittag 12 Uhr seine Depesche dem Minister auf einem Spaziergange in Karlsbad. Hier wurde er nach wenigen Stunden wieder abgefertigt, und den folgenden Abend gegen 8 Uhr war er wieder auf dem Schlosse Belvedere. Weimar ist aber von Karlsbad 22 Meilen entfernt.

Der Schlangenkampf.

Als ich eines Tages allein und einsam in meiner wilden Hanflaube saß, *) ward meine Aufmerksamkeit auf einmal durch ein rauschendes Getöse erregt, das nur wenige Schritte von mir

*) Der Verfasser hiele sich in Amerika auf.

entfernt schien. Ich blickte rund um mich her, ohne das geringste zu entdecken, bis ich an einem großen Hanfstengel*) in die Höhe kletterte, und zu meinem Erstaunen zwei Schlangen von beträchtlicher Größe erblickte, deren eine die andere mit vieler Geschwindigkeit durch das freie Hanfstoppelfeld verfolgte. Die angreifende war von der schwarzen Gattung und hielt gute sechs Fuß; die fliehende war eine Wasserschlange von ziemlicher Größe. Sie trafen sich bald, und die Wuth ihres ersten Angriffs war so heftig, daß sie augenblicklich fest in einander verschlungen erschienen, und während daß sie mit ihren verschränkten Schwänzen heftig gegen den Boden schlugen, mit fürchterlich aufgesperrten Mäulen einander gegenseitig zu zerfleischen strebten. Ihre Köpfe schienen ganz klein und zusammengedrückt und ihre Augen schossen Feuer. Nachdem dieser Kampf ohngefähr fünf Minuten gedauert hatte, glückte es der letztern sich von der erstern los zu machen; worauf sie sogleich nach dem nicht weit entfernten Teichgraben zuschlüpfte. Ihre Gegnerin nahm alsbald eine andere Stellung an, verfolgte die Flüchtige mit sichtbaren Übermuthe, halb aufgerichtet, halb kriechend, erreichte sie und griff dieselbe von neuem, jedoch nicht uner-

*) Der Hanf wächst in diesen Gegenden von Amerikka zu einer Höhe von funfzehn Fuß, und wird so stark und ästig, wie junge Bäume.

wartet, an. Denn diese hatte nicht so bald ihre
Gegnerin sich nahen gesehen, als sie derselben aus-
genblicklich in gleicher Stellung entgegen rückte.
Es war ein fürchterlicher Anblick, beide in dieser
Lage mit aufgesperrten Kiechen gegen einander kämp-
fen, und sich wechselweise die grimmigsten Bisse
versetzen zu sehen. Wiewohl beide anfangs gleich
müthig und erbittert schienen, so verriethen doch
die Bewegungen der Wasserschlange, daß sie sich
in ihr natürliches Element, nämlich den Teich,
zurückziehen wünschte. Die scharfsichtige Schwar-
ze merkte nicht so bald dieses Vorhaben, als sie
ihren Schwanz zweimal um einen der dort be-
findlichen dicken Hanfstengel wand, ihre Gegne-
rin bei der Gurgel faßte — und zwar nicht mit
ihren Zähnen, sondern durch zweimaliges Um-
schlingen um ihren Nacken — und sie so von
dem Teiche zurückzog. Jene, um eine gewisse
Niederlage zu vermeiden, faßte hierauf gleichfalls
einen in der Nähe stehenden ähnlichen Strunk,
und sahe sich nun durch diesen gewonnenen Wie-
derhalt in Stand gesetzt, den Kampf mit ihrer
trotzigen Gegnerin wieder müthig zu erneuern.
Man denke sich nun das sonderbare Schauspiel!
Zwei große Schlangen mit dem Schwanz am
Boden geheftet und mannichfaltig in einander
verschlungen, die sich in ihrer ganzen Länge aus-
strecken und gegenseitig vergeblich ringen, einan-
der aus dieser vortheilhaften Stellung zu bringen.
In den Augenblicken der höchsten Anstrengung
sahen der umwundene Theil ihres Körpers ganz

blüthe, indes der übrige sichtbar aufschwoll, und bisweilen von einem überhinrollenden wellenförmigen Zucken in zitternde Bewegung gesetzt wurde. Ihre Augen brannten wie Feuer, und schienen ihnen aus dem Kopfe springen zu wollen. Einmal schien der Streit entschieden. Die Wasserschlange zog sich in zwei große Ringe zusammen, durch welche Veränderung es ihr denn gelang, ihre Gegnerin ungewöhnlich auszudehnen. Allein in dem nächsten Augenblicke erhielten die erneuerten Bestrebungen der schwarzen unerwartet die Oberhand; sie schmiegte sich ebenfalls in zwei große Krümmungen, und verlängerte dadurch die Ausdehnung der Wasserschlange wieder in eben dem Maße, als sie die ihrige verkürzte. Auf diese Art kämpften beide geraume Zeit mit abwechselndem Erfolge, und der ungewisse Sieg schien sich bald auf diese, bald auf jene Seite zu neigen, bis endlich der Strunk, an welchem sich die schwarze Schlange angeklammert hatte, plötzlich nachgab, und Ursache war, daß beide in demselben Augenblicke in den Teich stürzten. Aber auch das Wasser vermochte nicht, ihren Grimm auszulöschen. Die Bewegungen, die ich darin wahrnahm, ließen mich ihrem gegenseitigen Kampfe noch immer folgen, ob ich schon davon nichts unterscheiden konnte. Indessen kamen sie gar bald wieder auf der Oberfläche zum Vorschein, und zwar noch immer in einander verschlungen, wie bei ihrem ersten Angriffe. Auch in diesem Elemente schien jedoch die schwarze ihre

Bereits gezeigte Überlegenheit zu behaupten, indem sie den Kopf ihrer Gegnerin mit dem ihrigen ohne Unterlaß niederbeugte, und so lange unter das Wasser drückte, bis jene endlich erstickt schien und untersank. Der Sieger ward dieser Niedrigkeit des Feindes nicht sobald gewahr, als er seinen dem Strome überließ, sich wieder ans Land begab und in das Gebüsch schlüpfte.

54.

Der Gesang als ein vortreffliches
Arzneimittel.

Die Prinzessin Pignatelli zu Neapel, die eine große Verehrerin und Beschützerin der Künste, besonders der Musik war, wurde von einer Krankheit befallen. Eine ganze Menge von Ärzten füllte ihr Zimmer an, allein, trotz ihrer Krankheit und der Menge Ärzte, nahm sie dennoch den Besuch des berühmten Chevalier Raffe an, der auch ein großer Freund der Musik war. Kaum war dieser hinein getreten, so bat sie ihn, da sich ihr Clavier nicht im Zimmer befand, ihr eine Ariette vorzusingen. Seine Wahl fiel auf einen Gesang von Haffe. So lange dieser Gesang dauerte, war die Prinzessin von ihrem ver-

zehrenden Fieber gänzlich befreit. Sie wunderte sich sehr über ihre plötzliche Veränderung, und die Ärzte wußten kein besseres Mittel zu ihrer Herstellung, als den Gesang des Chevalier Ruffs. Einer der Ärzte wies auf den Chevalier und sagte: dies ist ihr rechter Arzt. Die Prinzessin rief Raff zu sich ans Bette, zog einen schätzbaren Ring von ihrer Hand und beschenkte ihn damit. Dieser Vorfall wird den Leser an das erinnern, was man in der Geschichte der Akademie von Paris liest, wo ebenfalls ein Musikus von einem heftigen Fieber durch ein wohl ausgeführtes Concert in seinem Zimmer wieder hergestellt wurde. (*Dictionnaire encyclopedique des arts* Page 705.)

55.

Zwei Beispiele von Menschen, die zwar
bei Tage, aber des Nachts nicht
sehen konnten.

Es giebt Personen, die zwar bei Tage nicht sehen können, aber desto besser dies des Nachts zu thun im Stande sind. Andere hingegen können zwar bei Tage sehr gut sehen, sobald aber die

Nacht eintritt, sind sie trotz alles Lichtes außer Stande, etwas zu erkennen. Ein junger Mensch in England in der Grafschaft Suffolk, von ohngefähr 20 Jahren, hatte den ganzen Tag über ein gutes Gesicht, und konnte alle Gegenstände in jeder Entfernung so gut als irgend jemand ohne die geringste Beschwerlichkeit deutlich erkennen und unterscheiden. Sobald aber die Abenddämmerung herankam, wurde er blind und konnte nicht das geringste sehen, so daß er sich kaum mit vieler Mühe aus dem Hause und selbst zu Hause beim Scheine des Feuers oder Lichtes zu finden wußte. Man bemerkte weder bei Tage noch des Nachts einen Fehler in seinen Augen; er hatte weder Schwindel noch irgend eine Geisteskrankheit, die ihn am Sehen gehindert hätte. Seine Augen waren vollkommen gut und nicht mit Flüssigkeiten behaftet. Man machte einen Versuch mit Brillen, um bei ihm eine Veränderung des Sehens zu bewirken, allein sie leisteten ihm weder beim Feuer noch beim Lichte einige Dienste. Dieser Zufall war ohne alle Krankheit entstanden, und überfiel ihn nach und nach wie ein Nebel, doch ohne Beschwerlichkeit, sobald das Tageslicht abnahm; er fühlte keinen Schmerz, weder beim Lichte noch beim Feuer; er befand sich im Winter nicht schlimmer als im Sommer; allein sobald das Tageslicht anbrach, fieng er auch wieder zu sehen an.

Ein anderes Beispiel von der nächtlichen Blindheit erzählt der Dr. Heberden. Ein

Mann von ungefähr 30 Jahren hatte im Frühlinge ein dreitägiges Fieber, gegen das er allzu wenig Fiebrerinde nahm, so daß das Fieber, als es wieder kam, zwar geschwächt, aber doch nicht gänzlich gehoben war. Er gieng daher ins kalte Bad und nachdem er zweimal gebadet hatte, spürte er nichts mehr vom Fieber. Drei Tage nach dem letzten Anfalle, als er am Bord eines Schiffes beschäftigt war, bemerkte er bei Sonnenuntergange, daß alle Dinge blau auszufehen anfiengen. Diese blaue Farbe verdickte sich nach und nach in eine Wolke und nicht lange darauf wurde der Mann so blind, daß er die Flamme eines Lichtes nicht erkennen konnte. Den nächsten Morgen bei Sonnenaufgang war sein Gesicht wieder hergestellt, so daß er alles, wie vorher wiedersehen und erkennen konnte. Allein als die Nacht eintrat, verlor er sein Gesicht wieder auf die nämliche Art, und dieses dauerte so zwölf Tage und Nächte hinter einander fort. Hierauf gieng er ans Land, wo seine Krankheit nach und nach gehoben und in drey Wochen völlig vertrieben wurde. Nach einem Monate gieng er wieder an Bord eines andern Schiffes und nach einem dreitägigen Aufenthalte daselbst stellte sich seine nächtliche Blindheit wieder ein und dauerte so lange abwechselnd fort, als er auf dem Schiffe blieb, welches neun Nächte betrug. Kurz darauf trat er nochmals auf ein anderes Schiff, und blieb zehn Tage auf demselben. Während dieser Zeit übersiel ihn seine nächtliche Blindheit bloß zweie-

mal und war nachher gänzlich verschwunden, als
 kein er starb nicht lange darauf.

In China soll nach dem P. D'Entre-
 colle (in den lettres édificantes vol. XXIV.
 S. 434) die nächtliche Blindheit weit gemeiner
 als in Europa seyn; das Gesicht nimmt allmäh-
 lig mit dem Tageslicht ab und sobald die völlige
 Nacht eingetreten ist, können dergleichen Personen
 gar nichts mehr sehen; des Morgens nimmt ihre
 Sehkraft wieder mit der allmählichen Zunahme
 des Tageslichtes zu und sie können bei Tage
 alles sehr gut sehen und unterscheiden.

56.

Der eifersüchtige Papagey.

Wenn wir in der Untersuchung des geistigen
 Zustandes der Thiere weiter werden fortgerückt seyn,
 dann wird es vielleicht wenige Empfindungen,
 Affekten und Leidenschaften mehr geben, wovon
 man nicht auch Beispiele aus der Thiergeschichte
 anführen könnte. In Südamerika ist eine Art
 Papagey zu Hause, die Araß (*psittacus makao*)
 heißt, in Palmwäldern lebt und sehr schön aus-
 sieht. Er ist der größte unter allen Papageyars-
 ten und gewöhnlich so groß als ein Phasan. Der

Aras lernt außerordentlich gut sprechen, wenn man ihn von Jugend auf darin unterrichtet: er hat eine starke und deutliche Stimme, ist zahm und läßt sich gerne lieblos. Einer von den französischen Mönchen hatte, wie der Pater Lasbat in seinen Reisen nach Westindien 3 B. S. 254 erzählt, einen solchen Vogel, der mit seinem Herrn sehr vertraulich lebte und auf ihn eifersüchtig war, daß sich ihm niemand nähern durfte, ohne Gefahr zu laufen, von dem Aras gebissen zu werden. Man mußte ihn daher einsperren, wenn sein Herr Messe lesen sollte. Versäumte man dieses, und fand der Vogel Gelegenheit, heraus zu kommen, so begleitete er ihn, setzte sich auf die Treppe, die zum Altar führte und gab durchaus nicht zu, daß der Chorjunge ihm zu nahe kam. Einstmals kam dieser Papagey los, als gerade sein Herr und einige andere Missionarien barbirt werden sollten. Nach seiner Gewohnheit nahm er den Platz bei seinem Herrn und blieb so lange ruhig, bis dieser hinging, um sich barbiren zu lassen. Nun sträubte er seine Federn. Man schmeichelte ihm, gab ihm Futter und brachte es endlich so weit, daß er dem Barbier erlaubte, seinen Herrn einzuseifen. Als er jenen aber das Scheermesser nehmen und sich ihm damit nähern sah, schrie er aus allen Kräften, fuhr dem Barbier in die Weine und biß ihn mit einer solchen Erbitterung, daß das Blut stark darnach floss. Hierauf flog er seinem Herrn auf das Knie, und von da auf die Schultern, wo er zu schreien an-

feng, die Federn stränbte, und mit aufgesperrem Schnabel der ganzen Gesellschaft zu drohen schien. Es kostete seinem Herren viele Mühe, ihn zu beruhigen, worauf er ihn in ein anderes Zimmer that, um sich den Bart abnehmen zu lassen. Hier schrie der Papagey unaufhörlich, biß in die Thüre und that alles, was in seiner Macht stand, um wieder heraus zu kommen.

Der Pater Labat hatte einen Hund, den der Herr des erwähnten Papageys oft liebkosete. Allein dies wollte er durchaus nicht leiden und brachte ihn so sehr auf, daß sobald er den Hund erblickte, er auf ihn zulief oder flog, sich ihm auf dem Rücken setzte und ihn ganz gewaltig biß.

Freundschaft und Listigkeit der Ragen.

Ob schon der Freundschaft der Ragen nicht zu trauen ist, und ob sie gleich geschworne Feinde der Vögel sind, so giebt es doch Beispiele, daß Ragen mit Vögeln in einer Art von Freundschaft und Vertraulichkeit gelebt haben.

Ein Herr von Massy in Orleans in Frankreich machte den Versuch verschiedene Vögel zu zähmen, um zu sehen, ob sie sich fortpflanz-

zen würden. Er hatte ein Paar Amseln, ein Männchen und ein Weibchen, aufgezogen und ließ sie im Hofe frei herumfliegen; dies war auch der Fall mit ein Paar rothen Rebhühnern. In demselben Hofe befanden sich auch einige Turteltauben und ein Haase, der völlig zahm war. Anfangs hielt man den Haasen in seinen Käfige, wo er beständig diese Vögel vor Augen hatte, in der Folge aber wurde er so dreust, daß er in allen Zimmern herum lief, es mochten Leute darin seyn oder nicht, und sich oft unter dem Heerde schlafen legte.

Das Auffallendste, zugleich aber auch Lustigste war, daß eine große schwarze Kaze gleichsam den Hofmeister über alle diese Thiere machte, unter denen es auch noch zwei Sperlinge gab. Traf es sich zufälliger Weise, daß ein Hund in den Hof kam, so fiel die Kaze sogleich auf das grimmigste über ihn her, und wenn sich fremde Sperlinge zu den zahmen hingefellten, so wurden sie augenblicklich eine Beute dieses Aufsehers. Nie that dieser aber seinen Untergebenen etwas zu Leide, er schützte sie vielmehr gegen jede Gefahr, die ihnen drohete. (Lichtenbergs Magazin der Phys. 3. B. 1. St.

Ein Herr He cart zu Valenciennes hatte eine wilde Kaze so zahm gemacht, daß sie der Beschützer eines Sperlings wurde, den Herr He cart erzogen und dem er seine Freiheit gegeben hatte; denn als einstmals eine Kaze aus der Nachbarschaft diesen Sperling überfiel, an-

packte und mit ihm davon laufen wollte, so wurde dies kaum die wilde Kaze gewahr, als sie die fremde angriff: diese mußte den Sperling fahren lassen und sie brachte ihn blutig und halbtodt zu Herrn Hecart, und schien über das Schicksal des Sperlings betrübt zu seyn. (Ebend. 3. B. 2. St.)

Der Dr. Smith in Coppenhagen hatte einstmals eine junge Lerche, die, wie es ihr gefiel, frei in der Stube herum flog. Zugleich besaß er auch damals eine junge Kaze, die oft neben der Lerche auf dem Fußboden gieng und mit ihr spielte, ohne daß sich die Lerche vor ihr fürchtete oder ohne daß sie dieser etwas zu Leide that. Als indessen eines Tages die Kaze mit ihrer Pfote nach dem Vogel schlug, und denselben vermuthlich auf den Kopf traf, so fiel dieser sogleich um und starb. Kaum wurde dies die Kaze gewahr, so schien sie sich zu schämen und schlich langsam davon. (Smiths Versuch eines vollständigen Lehrbuches der Natur und Bestimmung der Thiere 1793.)

In einem Mönchskloster befand sich eine Kaze, die es sich recht wohl seyn ließ. Einem Tages hatte der Koch das Mittagessen der Väter zu rechte gesetzt und ward gewahr, daß ihm eine Portion fehle; er glaubte sich verrechnet zu haben und eilte die Anzahl voll zu machen. Den Tag darauf fand er, daß wieder eine Portion fehle. Sein Versehen kam ihm diesmal noch seltsamer vor, er beschloß sich hinfort noch mehr in

Nicht zu nehmen. Er setzte daher den dritten Tag seine Schüsseln mit der größten Aufmerksamkeit zu rechte; er zählte sie ein- zweimal durch, bis er gewiß war, daß keine fehle. In diesem Augenblicke klingelt die Glocke der Pforte. Er läuft hin, um aufzumachen; als er die Thüre öffnet, sieht er niemand, kehrt zurück und findet zu seinem Erstaunen, daß schon wieder eine Portion fehlt. Was sollte er nun von einem so plötzlichen Verschwinden denken? Es befand sich außer ihm niemand in der Küche. Den folgenden Tag klingelte es wieder, er sah nochmals nach, fand niemand und hatte schon wieder eine Portion bei seiner Rückkunft eingebüßt. Er beschließt nunmehr sich aufs Lauern zu legen. Zur gewöhnlichen Stunde hört er klingeln, allein anstatt nach der Pforte zu laufen, versteckt er sich in eine Ecke und sieht die Kaze des Klosters durchs Fenster hereinstiegen, mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit auf den Eßtisch springen, eine Portion erhaschen, sie forttragen und auf demselben Wege wieder entweichen. Jetzt hatte er den Dieb entdeckt; nun kam es noch darauf an, auch denjenigen, der klinge, zu belauschen. Er versteckte sich hinter ein nahegelegenes Fenster, und sah gar bald die Kaze kommen, mit den Pfoten an die Glocke schlagen und augenblicklich nach dem Küchenfenster zu laufen. Ein so belustigender Auftritt war gar bald allen Mönchen bekannt und von ihnen beobachtet. Man beschloß, in Zukunft zu der gewöhnlichen Anzahl von Portionen eine hinzu

zu fügen. Die Raze setzte ihre listige Dieberei fort, und ward von der Zeit an als ein Mitbruder angesehen.

58.

Närrische Einbildungen.

Sobald der Mensch etwas Ungewöhnliches und Auffallendes an sich bemerkt, wird seine Aufmerksamkeit ganz besonders darauf gelenkt; er denkt so häufig und so ängstlich daran, daß er sich endlich einbildet, das zu besitzen, was bloß ein Geschöpf seiner Einbildungskraft ist, und was bloß eine entfernte Ähnlichkeit mit dem eingebildeten Gegenstande hat. Die ängstliche Besorgniß vergrößert diesen, und so glaubt er oft, daß der dauernde Schmerz an irgend einem Orte von einem Thiere oder einem andern ungewöhnlichen Gegenstand herrühre. Die Furcht, dergleichen Einbildung zur Beute zu werden, ist schon oft die Mutter solcher fixer Ideen gewesen. Boerhave erwähnt im vierten Bande seiner Vorlesungen eines gelehrten Juristen zu Paris, der alle seine Geschäfte auf das beste verrichtete, sich aber in den Kopf gesetzt hatte, daß, wenn er

seinen Urin lasse, er dadurch eine Sündfluth veranlassen und ganz Paris überschwemmen würde; daher konnte man ihn nicht dahin bringen, daß er urinirte, und da endlich große Gefahr für ihn eintrat, so ersonnen seine Ärzte die List, daß sie ausrufen ließen, in der Stadt sey ein sehr großes Feuer entstanden, welches durch keine menschliche Hülfe gelöscht werden könne. Man lief daher zu ihm und sagte ihm, daß er allein das Feuer löschen könne, wenn er seinen Urin ließe, indem dadurch die ganze Stadt unter Wasser gesetzt werden würde. Dieser Einfall hatte den glücklichsten Erfolg: denn er that das, um was man ihn bat, und er ward dadurch gänzlich von seiner Einbildung geheilt.

Ein anderer mit einer närrischen Einbildung Behafteter glaubte, statt der Nase einen Elefantenrüssel zu haben: hiervon war er so fest überzeugt, daß man ihm diese Vorstellung weder durch den Augenschein noch durch die Aussage anderer benehmen konnte. Ein Wundarzt erdachte daher folgende List: er sagte ihm, daß er ihm seinen Elefantenrüssel abschneiden wolle. Er machte einen Schnitt in die Nase, so daß Blut floß, und nahm noch andere Handlungen dabei vor, um ihn zu überführen, daß er seinen Elefantenrüssel wirklich abgeschnitten hätte. Sein Unternehmen gelang ihm, und der Kranke war völlig geheilt.

Das Menschenfressen.

Es giebt Gebräuche, die das Brandmahl der Verwerflichkeit gleich an der Stirne tragen: daz unter gehört die Sitte einiger Nationen, Menschenfleisch zu essen. Nicht bloß die Noth und die Wuth verleitet sie zu diesem schrecklichen Gerichte sondern auch der bloße Gebrauch, der seit Jahrhunderten bei ihnen eingeführt ist. Wenn man auch zugiebt, daß der Mensch einen Hang zum Bösen und Widerrechtlichen hat, den er aber auszrotten soll und kann, so kann man doch nicht annehmen, daß er seines Gleichen das erstemal aus bloßer Laune gefressen habe, sondern es ist viel wahrscheinlicher, daß ihn anfänglich die Noth, dann die Wuth und Leidenschaftlichkeit gegen seinen Feind zu dieser Grausamkeit verleitet hat. Endlich ist das, was das Bedürfnis erzwingt, bei einigen Nationen zur Sitte worden, die entweder jeden Fremden, oder bloß ihren im Kriege gefangenen Gegner verzehren. Allein nicht bloß diese beiden Arten von Menschen essen sie, sondern H e a r n e (siehe dessen Reisen) behauptet auch, daß die Indianer um die Hudsonsbay oft zur Noth gebracht werden, sich einander selbst zu fressen.

Auf Neuseeland, Neuhoolland, den Südfseeinseln, in Nordamerika u. s. w. giebt es mehrere Nationen, die Menschen tödten und ihr Fleisch essen. Auch auf Sumatra essen die Battas Menschenfleisch. Allein nicht bloß ungebildete und rohe Nationen haben sich an diesen grausamen Gebrauch gewöhnt, sondern es hat auch Europäer gegeben, die, wenn sie diese Kost einmal versucht hatten, nicht wieder davon abstezen konnten. In den theuern Jahren 1771 oder 1772 erschlug ein Hirte einen jungen Menschen und verzehrte ihn, um seinen Hunger zu stillen, nachmals aber brachte er mehrere Menschen um, weil er am Menschenfleische Wohlgefallen fand.

J. R. Forster erzählt, daß ihm der Ritter Pinto die Nachricht mitgetheilt habe, daß, als er in der Provinz Matogrosso in Brasilien Gouverneur gewesen sey, er eine Frau gesprochen, die sich noch in ihrem Alter mit großer Lebhaftigkeit und wirklichem Wohlbehagen der Mahlzeiten von Menschenfleisch erinnerte, die sie in ihrer Jugend mit gehalten hatte.

Als Hearne im Frühlinge des Jahres 1775 Cumberland-Haus im nördlichen Amerika bauete, kam ein Indianer Namens Wapuhß nach der englischen Niederlassung. Es waren damals funfzehn Zelte mit Indianern auf den Pflanzungen. Diese Indianer untersuchten ihn sehr genau und fanden, daß er ganz allein ohne Flinte und Ammunition, eine beträchtliche Strecke zurück gelegt hatte. Daher kamen viele

von ihnen auf den Verdacht, daß er irgend einen Menschen unter Weges angetroffen und getödtet hätte. Dies glaubte man um so mehr, da er einen Beutel voll Lebensmittel, den er mitgebracht, in einer hohen Tanne nahe beim Hause sehr sorgfältig zu verbergen suchte. Während daß er bei H e a r n e war, untersuchten einige indianische Weiber seinen Beutel und erklärten dann, das darin befindliche Fleisch sey Menschenfleisch. Die Indianer gaben ihren Abscheu zu erkennen, und der Unglückliche konnte sein Leben bloß durch die Vermittelung einiger angesehenen Indianer retten. Viele luden ihre Flinten schon, andere hielten ihre Bogen und Pfeile in Bereitschaft, und selbst die Weiber griffen zu den Nerten, um den Menschenfleischesser umzubringen.

Die südlichen Indianer Amerikas glauben allgemein, daß wer von ihnen einmal aus Noth Menschenfleisch gegessen habe, so viel Geschmack daran finde, daß Niemand in seiner Gesellschaft mehr sicher sey.

Inhalt.

Nro.	Seite
1. Die Zauberkräft der Schlange . . .	3
2. Die blutigen Mahlzeiten in Habesch . . .	9
3. Kampf zwischen einer Löwin und einem wilden Schweine	13
4. Die drei Blinden	15
5. Jeder Mensch hat sein Steckpferd	30
6. Bei mehreren Nationen ist es Sitte, sich ein Glied von den Fingern abzuschneiden, oder einen Zahn auszureißen	34
7. Ein Irrthum im Rechnen macht tieffinnig	37
8. Die Parsi oder Feueranbeter	39
9. Paul Mochia geht auf dem Wasser spazieren	41
10. Ein Lamm mit acht Beinen	43
11. Aberglaube der Negerklaven in der holländischen Colonie Surinam	43
12. Die Reisen des amerikanischen Landkrebseß	45
13. Der Nachtwandler Negretti	49
14. Drei merkwürdige Geschichten von Hunden	61

Nro.	Seite
15. Gemälde von der Perlenfischerei auf Ceylon	67
16. Ein Beweis von dem hohen Alterthume unserer Erde	82
17. Die gehörnte Kröte	86
18. Die canatische Beutelratte	88
19. Sonderbares Mittel den Hunger zu stillen len	90
20. Stonehenge	91
21. Das Mammuth	94
22. Der Zitteraal	97
23. Unverbrennbares Garn	106
24. Auffallende Meinungen und Gebräuche einiger afrikanischen Völkerschaften	108
25. Verachtung des Alters bei den nördlichen Indianern Amerika's	116
26. Wohlgeruch duftende Menschen	118
27. Auffallende Lebenshaltung mehrerer Personen	119
28. Verlust der Persönlichkeit in der Trunksucht heit	127
29. Der Maulwurf und sein Todtengrabe	130
30. Riesenmäßige Kinder	138
31. Der Agami oder Trompetervogel	144

32. Ein Frauenzimmer, das ohne Zung
gut sprechen kann 149
33. Der Blutigel auf der Insel Ceylon . 150
34. Der Bierhund 152
35. Thoms Parre, der 152 Jahre alt
geworden ist 154
36. Der Schweiß löschet den Durst . 158
37. Geschicklichkeiten eines blinden Frauen-
zimmers 159
38. Bärenjagd auf Kamtschatka 163
39. Außerordentliche Wirkung des Weins 166
40. Musfälliges Gehör einer Taube . . 169
41. Ahndungsvolle Träume 171
42. Ein Mord nach langer Zeit in der
Erkennung entdeckt 174
43. Menschen, die Frösche, Schlangen,
Sinnen u. s. w. im Magen gehabt,
weder weggebrochen haben, oder
daran gestorben sind 175
44. Ein Hund der antworten, zählen,
rühnen u. s. w. kann 182
45. Tendre verschluckte Körper kommen an
den Händen, Beinen und an an-
dern Theilen des menschlichen Kör-
pers wieder zum Vorscheine . . . 185

Nro.	Seite
46. Der Kneifer	190
47. Ansteckung der Epilepsie durch Schrecken	192
48. Merkwürdige Starrsucht	194
49. Ein im Traum verübter Selbstmrd .	199
50. Der weißgefleckte Neger John Richards son Primroso Bobey. (Mit einer Abbildung desselben)	201
51. Beiträge zur Kenntniß des physischen und moralischen Zustandes des Mens- schen	206
52. Über die Geschwindigkeit einigr lebens- digen Geschöpfe	209
53. Der Schlangenkampf	212
54. Der Gesang als ein vortreffliche Arz- neimittel	216
55. Zwei Beispiele von Menschen, die zwar bei Tage, aber des Nachts nicht se- hen konnten	217
56. Der eifersüchtige Papageny	220
57. Freundschaft und Listigkeit der Raren	222
58. Rärrische Einbildungen	226
59. Das Menschenfressen	228
60. Die Nachsucht der Malayen	231
61. Der Maelstrom	233

Die Rachsucht der Malayen.

Die Malayen, die sich über mehrere Inseln Ostindiens und über viele andere Länder gegen Süden und Osten verbreiten, sind außerordentlich leidenschaftlich und rachsüchtig. Keine Gefahr, keine Strafe, nichts hält sie von dem Vorsatz ab, den sie einmal gefaßt haben. Ohne Bedenken opfern sie ihr eigenes Leben auf, wenn sie nur denjenigen aus dem Wege räumen können, den sie zum Gegenstande ihrer Rache gewählt haben. Ehe sie aber ein verzweifeltes Unternehmen beginnen, nehmen sie Opium, oder, nach ihrem Ausdrucke sie bangen sich. Bang ist eine Pflanze, deren sich die Eingebornen Indiens zum Berauschen bedienen, und von der man eine Art Opium gewinnt. Hat nun ein Malaye eine Ungerechtigkeit oder Kränkung erlitten, mag sie nun wirklich oder bloß eingebildet seyn, so bangt er sich und thut das Gelübde, den Gegenstand seiner Rache nebst jeder andern Person, die ihm in den Weg kommt, nieder zu stoßen. Hierauf zieht er seinen vergifteten Dolch heraus, stürzt wie ein Rasender auf die Straße hinaus und stößt ohne Unterschied jeden nieder, der ihm begegnet; zugleich schreit er aus vollem Halse: *Am ock, Am ock*, das heißt, todtschlagen,

todtschlagen! wäher die Europäer dieser schrecklichen Art von Rache den Namen des Amoklaufens gegeben haben. Die Wuth des Unfinnigen ist unbeschreiblich, und das Unglück, das er anrichtet, ist oft schon sehr groß, ehe ihn ein glücklicher Schuß zu Boden streckt. Die Eingebornen fliehen in der größten Bestürzung vor ihm und kaum wagt ihn jemand andes als ein Europäer anzugreifen. Er wehrt sich bis auf den letzten Augenblick ganz verzweifelt, und ob er schon tödtlich verwundet ist, so geht doch sein ganzes Bestreben noch dahin, seinen Gegner mit seinem vergifteten Dolche zu vernichten.

Die holländische Regierung auf der Insel Ceylon fand es für nothwendig, dieses wilde unsinnige Betragen mit den größten Strafen zu bestrafen. Wer einen Amokläufer tödtete oder einfieng, erhielt eine Belohnung von ein bis zweihundert Reichsthalern, und diejenigen, die man lebendig fieng, wurden mit den größten grausamsten Martern hingerichtet, allein alles dies fruchtete nichts; die Wuth der Malayen blieb, und alle grausamen Strafen waren eben so zwecklos als sie Verflündigungen gegen die Menschheit sind.

Der Maelstrom.

Dieser fürchterliche und äußerst gefährliche Meeresstrudel befindet sich in der Nähe der Küsten von Norwegen. Sein Name bedeutet so viel als der Nabel der See und die Einwohner haben ihm denselben deshalb gegeben, weil sie glaubten, daß er eine große Menge Seewasser herbeiziehe und seinen Wirbel verschlinge. Das Wasser, welches in diesem Wirbel in einem Kreise herumgetrieben wird, macht einen Bogen von beinahe vier deutschen Meilen im Umfange. Mitten in diesem Wirbel steht ein Felsen, an welchem Ebbe und Fluth mit unglaublicher Gewalt anprallen. Alles, was in seinen Wirkungskreis kommt, z. B. Bäume, Zimmerholz, Schiffe u. s. w., wird verschlungen. Keine Klugheit des Schiffers, keine Stärke des Ruders kann etwas gegen seine Gewalt ausrichten. Gleich anfänglich nimmt das Schiff einen ganz entgegengesetzten Lauf, die Bewegung desselben, ob sie schon Anfangs sehr sanft ist, wird immer stärker, bis es endlich immer kleinere und enge Kreise macht, gegen den Felsen getrieben wird und augenblicklich verschwindet. Von demselben bekommt man nicht eher als in sechs Stunden etwas wieder zu sehen, wo die Fluth

eintritt und wo es wieder mit eben der Heftigkeit, mit der dasselbe verschlungen worden, heraus geworfen wird. Das Geräusch, das dieser fürchterliche Wirbel macht, ist wegen des Zustromens des Wassers in eine ungeheure Tiefe, und weil dieses in einem Kreise herumgetrieben wird, schrecklich anzuhören

4
2
r
3
d
7
7

